

HEYNE
BUCHER

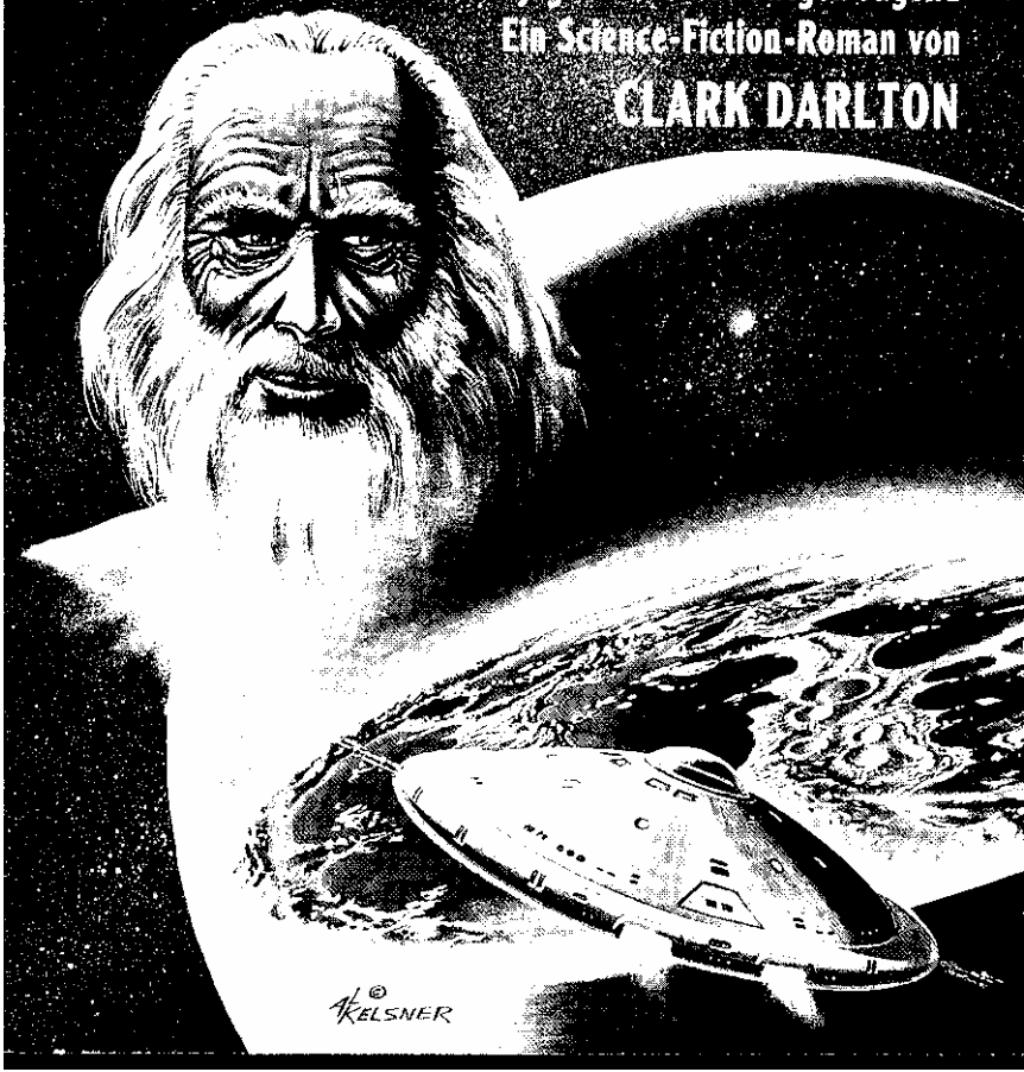
Perry Rhodan

DER FLUG DER MILLIONÄRE

Drei Menschen auf den Spuren »Wanderers« –
sie jagen nach der ewigen Jugend

Ein Science-Fiction-Roman von

CLARK DARLTON



KELSNER

Perry Rhodan

DER FLUG DER MILLIONÄRE

Drei Menschen auf den Spuren »Wanderers« –
sie jagen nach der ewigen Jugend

Ein Science-Fiction-Roman von
CLARK DARLTON



WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

PERRY RHODAN Nr. 16/17
Copyright© 1965 by
Verlagsunion Pabel-Moewig KG, Rastatt
Wilhelm Heync Verlag GmbH & Co. KG, München
Printed in Germany 1995
Umschlagillustration: Alfred Kelsner, Bünde
Umschlaggestaltung: Aielier Ingrid Schütz, München
Gesamtherstellung: Ebner Ulm
ISBN 3-453-08647-7

Scanned by Sir Higgins

1.

Der Ozean-Pool mußte Millionen gekostet haben.

Ihn als Swimmingpool bezeichnen zu wollen, wäre fast eine Blasphemie gewesen. Dazu war er nicht nur zu groß, sondern auch zu einzigartig. Weit in die flach auslaufende Brandung hinein schoben sich die gläsernen Mauern ins Meer hinaus, tief im sandigen Boden verankert und einzementiert. Die Frontseite bestand ebenfalls aus Glas, aber nur gerade so hoch, daß die Wellen darüber hinweggleiten konnten. Darüber spannte sich das flimmernde Dach eines Energieschirms, der Regen abhielt und Sonne und Licht durchließ. Die Landseite war weißer Dünensand, der allmählich in festen Boden überging und Kokospalmen trug. Das Gelände stieg sanft an und endete in einer gepflegten Parklandschaft. Halb versteckt hinter weiteren Palmen und tropischen Ge wächsen stand ein riesiges Gebäude aus weißem Marmor. Breite Stufen führten zu der geräumigen Terrasse, auf der ein weißgedeckter Tisch mit einem Gedeck stand.

Neben der Tür zum Haus wartete bewegungslos der schwarzgekleidete Diener.

Vom Strand herauf kam eine Frau.

Sie trug einen knappsitzenden Badeanzug, der ihre schlanke Figur betonte. Ihr langes Haar war hellblond und hing bis zur Schulter herab. Der jugendliche Gang verriet Energie und Lebenswillen, aber er täuschte über das wirkliche Alter von Mabel Rushton hinweg. Wenn man sie von hinten sah, hielt man sie für zwanzig, höchstens dreißig. Aber wer ihr gegenübertrat erlebte einen Schock, denn Mrs. Mabel Rushton war gerade fünfundsechzig geworden.

Elastisch nahm sie die Stufen zur Terrasse, warf die nasse Badekappe in eine Ecke und setzte sich. Ein Blick zu dem schweigsamen Diener genügte. Er klatschte in die Hände, und das Personal erschien mit dem Frühstück. Es hätte für fünf Personen gereicht, aber Mabel aß nicht einmal den zehnten Teil davon. Sie mußte auf ihre Figur achten, die ihr die Illusion ewiger Jugend vermittelte.

Und Mabel Rushton liebte die Jugend, ihre Jugend.

Mit zwanzig Jahren hatte sie den um vierzig Jahre älteren Öl König Benjamin Rushton geheiratet, der bald darauf gestorben war. Er hatte ihr eine Tochter, Barbara, jetzt fünfund-dreißig alt und ausnehmend hübsch, hinterlassen; aber nicht nur das. Sein Vermögen, das größte des nordamerikanischen Kontinents, ging in den Besitz seiner Frau über. Und Mabel hatte es nicht nur verstanden, diesen Reichtum zu erhalten, sie hatte ihn noch vermehrt. In eingeweihten Kreisen munkelte man, Mabel Rushton habe einen sechsten Sinn für Börsenspekulationen. Was sie in dieser Hinsicht auch anpackte, es gelang. Wenn sie Aktienpakete kaufen ließ, konnte man sicher sein, daß der Kurs innerhalb einer Woche in die Höhe schnellte. Es gab genug Spekulanten, die ihr Geld allein damit verdienten, daß sie Mabel Rushtons Börsengeschäfte beobachteten und die gleichen Käufe oder Verkäufe wie sie tätigten.

Mabel war einsam geblieben. Ihr Geld stand wie eine unsichtbare Mauer zwischen ihr und den Menschen, besonders den Männern. Wenn es überhaupt einen Menschen gab, den sie wirklich liebte, dann ihre Tochter Barbara. Mit ihren fünf-unddreißig Jahren war Barbara zwar erwachsen, aber sie konnte sich nicht entschließen, die Zuneigung eines ihrer vielen Verehrer ernsthaft zu erwideren. Auch hier wurde das Geld zu einer Mauer des Mißtrauens, die nur noch mehr Geld hätte überwinden können. Hinzu kam, daß sie es nie übers Herz gebracht hätte, ihre Mutter zu verlassen, denn sie liebte sie abgöttisch.

Mabel sah in Richtung des Dieners.

»Der Sekt könnte etwas kühler sein«, sagte sie leichthin. »Ich würde mich an Ihrer Stelle mehr darum kümmern.«

»Sehr wohl, Mrs. Rushton.«

Mabel trank. Sie sah hinauf in den wolkenlosen Himmel. Irgendwo war Motorengeräusch. Es wurde lauter, und dann erschien über den Wipfeln der Bäume ein Helikopter, umkreiste einmal das Parkgelände und ging dann tiefer. Sanft

setzte er schließlich mitten auf dem Rasen auf. Der Pilot öffnete die Kabinentür, und heraus sprang das Ebenbild

von Mabel Rushton, nur viel jünger und ein wenig schlanker.

Barbara Rushton eilte in übermütigen Sprüngen die Freitreppe empor und umarmte stürmisch ihre Mutter, die aufgestanden war.

»Aber Babs! Du liebst Überraschungen. Ich vermutete dich in Paris.«

»Zum Frühstück war ich auch noch dort - und jetzt möchte ich mit dir ein zweites Mal frühstücken.« Der Diener an der Tür verschwand, um ein zweites Gedeck zu holen. »Paris ist so langweilig ohne dich, Mabel.« Barbara nannte ihre Mutter nur beim Vornamen, das war so abgemacht. »Ich habe nur die Geschäfte erledigt und bin gleich wieder abgereist. Und da bin ich.«

»Setz dich, Kleines. Ich bin so froh, daß du da bist. Wie du siehst, war ich schon schwimmen. Wo hast du Monsieur Du-val gelassen, deinen Begleiter?«

Barbara verzog schmollend das Gesicht.

»Du betonst das so komisch. Er ist wirklich nur mein Be gleiter. Ehrenwort. Übrigens erwarte ich ihn heute nachmittag zum Tee. Er hat in Paris noch einiges zu erledigen.«

Mabel sah an Barbara vorbei. Ihr Blick suchte die unendliche Weite des Meeres, als könne sie dort die Antwort auf ihre heimliche Frage finden. Beide Frauen schwiegen, als ein zweites Gedeck gebracht wurde und der Diener Sekt nachfüllte. Auf einen Wink verschwand er.

»Ich bekomme einen Schwips, Mabel, wenn ich so früh schon Alkohol trinke. Macht er dir nichts aus?«

»Ich fühle mich wohl nach einem Glas Sekt, besonders zu dieser Tageszeit. Er verjüngt mich, läßt mich die Sorgen vergessen und macht mir das Leben erträglicher. Übrigens ... dieser Duval... macht er dir den Hof?«

»Wo denkst du hin, Mabel? Das würde er niemals wagen. Er hat einen schrecklichen Respekt vor unserem Geld.«

»Eben.« Mabel nickte. Nachdenklich betrachtete sie die Wasserpflöze, die sich zu ihren Füßen gebildet hatte.

Der Badeanzug war schon fast wieder trocken. Es war warm und

windstill. In den Bäumen regte sich kein Blatt. »Der Respekt könnte ihn dazu verleiten, dich des Geldes wegen anzubeten. Welcher Mann liebt schon das Geld nicht?«

»Duval ist anders. Er hat selbst Geld genug, um ein angenehmes Leben führen zu können. Er hat eine Villa an der Ri-viera - da fällt mir ein, daß er uns beide eingeladen hat, ihn dort zu besuchen. Was hältst du davon?«

»Nicht viel,« erklärte Mabel. »Du hast doch nicht etwa zu gesagt, Babs?«

»Ich versprach, ihm die Antwort heute nachmittag zu geben. In deiner Gegenwart.«

Mabel lächelte geschmeichelt.

»Das war klug von dir, Kleines. Ich werde mir deinen Ge schäftsfreund mal genauer ansehen. Dann sage ich dir, ob wir an die Riviera fahren oder nicht. So ... kommst du mit ins Wasser? Es ist herrlich heute, und glasklar. Wir könnten tauchen.«

Barbara lief ins Haus und zog sich um. Mabel blieb auf der Veranda sitzen. Einsam stand der Helikopter im Park. Der Pilot war ebenfalls im Haus verschwunden. Es war heißer geworden, und das Meer lag träge da, als wäre es aus flüssigem Blei. Nur am Strand waren die schwerfällig anrollenden Wogen zu erkennen, die von weit her kamen und im glühenden Sand ihre lange Reise beendeten.

Barbara kam aus dem Haus. Sie trug einen winzigen Bikini, der an jedem anderen Ort der Welt entsprechendes Aufsehen erregt hätte. Hier aber nicht, denn es gab niemand, der sie hätte sehen können.

Außer Mabel.

»Du siehst aus wie zwanzig, Babs. Wirst du eigentlich nie älter?«

»Wirst du älter, Mabel?« Barbara fragte es lachend, aber das Lachen klang unecht. »Wir beide könnten doch als Schwestern gelten.«

»Danke, Kleines. Aber mir machst du nichts vor. So wie du jetzt aussiehst, habe ich vor dreißig Jahren ausgesehen. Die Jugend kehrt nie zurück. Leider.«

Barbara schritt voran, Mabel folgte ihr.

»Wie herrlich jung sie doch ist«, murmelte Mabel vor sich hin, und sie konnte den Neid nicht ganz aus ihrer Stimme verdrängen. »Ich gäbe mein ganzes Vermögen dafür, die Zeit um dreißig Jahre zurückdrehen zu können. Meinetwegen auch nur um zwanzig Jahre. Oder zehn.«

Barbara blieb stehen. »Sagtest du etwas?«

»Nein - nichts Wichtiges. Ich habe nur laut gedacht.«

Als sie am Strand standen und die Wellen ihre Füße umspülten, sagte Barbara: »Es gibt die ewige Jugend, Mabel, aber nicht für uns.«

Das Gesicht der älteren Frau wurde plötzlich düster. In ihren Augen blitzte Unmut auf, dann lächelte sie voller Bitterkeit.

»Warum mußt du mich daran erinnern, Kleines? Wir gehören nun einmal nicht zu den Auserwählten, daran kann auch unser Reichtum nichts ändern. Glaube nur nicht, ich hätte untätig zugesehen.« Wütend trat sie nach einer Welle, die auf den flachen Strand hinaufließ. »Dabei war ich noch ein Kind, als dieser Rhodan 1971 zum Mond flog. Er war bereits ein Mann. Heute bin ich älter als er.«

Barbara nahm ihre Mutter beim Arm und zog sie mit ins Wasser.

»Vergiß es, Mabel. Du wirst es nicht ändern können. Rhodan ist der mächtigste Mann der Erde, des ganzen Sonnensystems. Er ist praktisch der Chef der Weltregierung und somit der mächtigste Herrscher, den es je gab.

Er hat diesen geheimnisvollen Planeten des ewigen Lebens gefunden und die sogenannte Zelldusche erhalten. Er und seine engsten Freunde. Sie altern nicht mehr, sondern bleiben jung. Das ist eine Tatsache, mit der wir uns abfinden müssen.«

Mabel war stehengeblieben. Das Wasser reichte ihr bald bis zur Brust. Ihr Körper schwankte in der leichten Dünung. Sie hatte plötzlich alle Lust zum Tauchen verloren, aber sie wollte ihrer Tochter die Freude nicht verderben. Es kam selten genug vor, daß sie so ungestört Zusammensein konnten.

»Du hast recht - reden wir nicht mehr davon. Aber glaube nicht, daß ich es vergessen werde. Das kann ich nicht. Nie mals.«

Barbara gab keine Antwort. Sie kannte ihre Mutter wie sich selbst. Sie wußte von dem ungestümen Verlangen der alten den Frau nach bleibender Jugend, und sie hatte auch von den Briefen erfahren, die Mabel Rushton an den Administrator der Weltregierung, Perry Rhodan, geschrieben hatte.

Die Antwort war in allen Fällen eine Absage gewesen.

Wortlos schwammen sie hinaus bis zur Glaskammer und stiegen hinab zum Meeresgrund. Ein künstliches Riff lag direkt in Sichtweite, wenige Meter unter der Oberfläche und von der Sonne hell angestrahlt. Hier wuchsen die seltsamsten und schönsten Pflanzen der tropischen Gewässer, von denen man noch immer nicht genau wußte, ob sie nun wirklich Pflanzen oder Tiere waren. Dazwischen tummelten sich kleine und große Fische.

Barbara deutete ins Meer hinaus.

»Hier ist der Ursprung des Lebens, Mabel. Ich kann stundenlang hier stehen und zusehen ... und die Welt dort oben vergessen. Manchmal meine ich, das Streben des Menschen in den Weltraum sei nichts anderes als die Sehnsucht nach dem Meer gewesen. Weltraum und Meer - sie haben so viel gemeinsam. Hier begann das Leben. Vielleicht wird es auch hier enden.«

Mabel bewegte sich nicht. Ruhig sagte sie:

»Es sollte niemals enden. Und ich weiß, daß Forschungen betrieben werden, die den Sieg über den Tod zum Ziel haben. Die Zelldusche genügt den Machthabern nicht. Sie bringt nur den Stillstand für gute sechzig Jahre, dann ist eine erneute Zelldusche notwendig. Aber Rhodan will mehr.«

»Du hast recht, Mabel. Rhodan will mehr. Er will die Unsterblichkeit für alle Menschen. Tut er damit nicht genau das, was du ersehnst?«

Mabel sah ihre Tochter an.

»Nein! Ich will nicht, daß alle Menschen unsterblich werden! Ich allein will unsterblich werden - und zwar gegen den Willen Rhodans. Ich habe bisher immer alles erreicht, was ich erreichen wollte. Ohne Betteln und Flehen. Ich will keine Almosen. Wenn ich die ewige Jugend erlange, dann werde ich sie mir erkämpfen. Ich brauche Rhodan nicht dazu.«

Barbara starrte ihre Mutter an, dann schüttelte sie den Kopf.

»Verzeih mir, aber das versteh ich nicht. Warum wartest du nicht, bis die Wissenschaftler mit ihren Forschungen Erfolg haben? Es kann doch nur noch Jahre dauern ...«

»Ich habe keine Zeit mehr!« Die Worte waren voller Bitterkeit. Sogar Angst klang in ihnen nach. »Ich bin fünfundsechzig - machen wir uns doch nichts vor! Ich bin eine alte Frau, wenn mir das auch niemand ins Gesicht zu sagen wagt. Dazu bin ich zu reich, zu mächtig. Aber heimlich spottet man über mich. Ist es meine Schuld, wenn ich jünger aussehe und wenn ich mich jung fühle?« Sie reckte sich und glättete ihren Badeanzug.

»Ich möchte so jung bleiben, wie ich jetzt bin. In fünf Jahren kann es zu spät sein. Dann bin ich siebzig.«

Barbara gab keine Antwort. Stumm sah sie wieder hinaus in das unendliche Blau hinter dem Abfall des Riffs. Dort war das Meer sehr tief und voller Gefahren. Sie hatte es noch nie gewagt, dort zu tauchen. Heute war ihr alle Lust zum Tauchen ohnehin vergangen.

Sie gingen weiter und stiegen am anderen Ende der Glaskammer wieder zur Oberfläche empor. Sie standen auf der durchsichtigen Mauer, die das Becken vom offenen Meer trennte. Hoch oben im Himmel zog ein winziger Punkt einen weißen Streifen hinter sich her. Der Punkt flog nach Osten.

Barbara deutete nach oben.

»Die Passagierrakete nach Europa und Asien. Endziel Terrania.«

Terrania war die Hauptstadt der Erde. Man hatte sie an jeder Stelle errichtet, an der vor fast sechzig Jahren Perry Rhodan mit der Mondrakete zur Erde zurückgekehrt war und die ungeheurende Entwicklung ihren Anfang genommen hatte. Die Entdeckung der notgelandeten Arkoniden auf dem Mond hatte der menschlichen Geschichte eine Wende gegeben. Die Entwicklung hatte in diesen sechs Jahrzehnten fast ein halbes Jahrtausend übersprungen.

»Terrania ...«, murmelte Mabel und sah dem Punkt nach, der schnell dem Horizont entgegenzog und dann verschwand. Der weiße Streifen blieb noch einige Minuten,

dann löste er sich auf. »Vielleicht werde ich nach Terrania fliegen. Wenn ich mit Rhodan sprechen würde ...«

»Das ist zwecklos, Mabel. Er allein hat nicht die Macht, über die Zelldusche zu entscheiden. Niemand weiß Genaues, aber man munkelt von einem unsterblichen Wesen, das auf diesem geheimnisvollen Planeten hausen soll. Es soll die letzte Entscheidung treffen. Es hat sogar Rhodans Frau, der Arkonidin Thora, die Zelldusche verweigert. Du wirst doch nicht glauben, es würde sie dir dann geben?«

Mabel sah ihre Tochter fest an.

»Du bist heute sehr ehrlich mit mir, Kleines. Aber vielleicht hast du recht. Es muß einen anderen Weg geben.

Einen ganz anderen.« Sie blickte hinaus aufs Meer. Dann wandte sie sich um. »Komm jetzt, wir wollen noch etwas schwimmen und dann die Sonne genießen. Nichts habe ich lieber, als mich im glühenden Sand von der Sonne braten zu lassen.«

Mit einem eleganten Sprung hechtete sie ins Wasser.

Barbara folgte ihr. Bald war sie neben ihrer Mutter. Sie ließen sich von den überholenden Wogen dem Strand entgegentragen.

Nichts hat sie Heber, als sich von der Sonne braten zu lassen, dachte Barbara und fühlte Bitterkeit in sich aufsteigen. Warum log ihre Mutter sie an?

Sie wußte genau, was sie lieber hatte.

Sie liebte das Unerreichbare.

Monsieur Jacques Duval entpuppte sich als charmanter Unterhalter und ein Mann mit erstaunlichen Kenntnissen. Er war auf vielen Wissensgebieten zu Hause und kannte sich in allen Fragen der Forschung und Politik aus.

Beruflich schien er eine Art Ratgeber und Manager zu sein, denn er unterhielt enge, geschäftliche Beziehungen zu Leuten, deren Namen in der Finanzwelt Gewicht besaßen. Er kannte sogar Homer G. Adams persönlich, den Chef der G.C.C., der kosmischen Handelsgesellschaft.

Das war eine Tatsache, die Mabel ungeheuer imponierte.

»Homer Adams - das Finanzgenie? Nicht möglich!«

Duval lächelte.

»Ich hatte mehrmals mit ihm zu tun, Madam. Wirklich, ein beachtlicher Mann, dieser Homer. Man behauptet, daß er ein Mutant sei und ein fotografisches Gedächtnis besitze. Ich glaube das. Ich bin noch nie einem Menschen begegnet, in dessen Gehirn eine solche Fülle direkt verfügbarer Daten verankert ist. Er benötigt weder Notizen noch Elektronengehirne. Kein Wunder, daß Rhodan ihm die Wirtschaft des Imperiums anvertraute und ihm die Zelldusche gewährte. Homer Adams ist seit nahezu fünfzig Jahren immer noch neunundfünfzig Jahre alt.«

Mabel bemühte sich, das plötzliche Zittern ihrer Hände zu verbergen.

»Er altert nicht, sagen Sie? Zelldusche? Was ist das?«

Jetzt war es Duval, der erstaunt war.

»Wollen Sie behaupten, noch nie davon gehört zu haben? Das gibt es doch nicht, Madam. Sie mit Ihrem Wissen, Ihren Beziehungen...«

»Gehört schon, aber es interessierte mich nicht«, log Mabel und warf Barbara einen warnenden Blick zu. Duval tat, als habe er das nicht bemerkt. »Ich halte die Zelldusche für eine Art Märchen. So etwas kann es doch überhaupt nicht geben.«

»Doch, so etwas gibt es«, erklärte Duval. »In den vergangenen sechs Jahrzehnten ist viel geschehen. Bereits fünf Jahre nach Rhodans Rückkehr vom Mond entdeckte er den Planeten >Wanderer<, die Welt des ewigen Lebens. Sie steht etwa tausendsechshundert Lichtjahre von der Erde entfernt ein sam im Weltraum, aber niemand kennt die Richtung. Oder besser: fast niemand. Es ist ein künstlicher Planet, mit für uns unvorstellbaren Mitteln geschaffen und unglaublichen Raffinessen ausgestattet. Soweit ich in Erfahrung bringen konnte, existiert auf ihm nur ein einziges Wesen: das Unsterbliche. Es ist ein Wesen, das aus Energie besteht - und aus Zeit. Es beherrscht die Zeit, und es kann sie verschenken. Es tut das in Form der Zelldusche, die jeden Alterungsprozeß um genau zweiundsechzig Jahre anhält. Soviel weiß ich darüber, Madam, mehr leider auch nicht.«

Sie saßen auf der Veranda. Das Sonnendach schirmte die Nachmittagshitze ab. Das Meer war wie ein Spiegel, und

selbst die Wellen schienen eingeschlafen zu sein. Darüber spannte sich der makellose, blaue Himmel der Halbinsel von Florida.

»Sie wissen erstaunlich viel«, entgegnete Mabel langsam. »Darf ich fragen, woher Sie derartige Informationen haben, die doch im allgemeinen der Öffentlichkeit unzugänglich sind?«

»Ich habe verschiedene Quellen«, wischte der Franzose aus. »Ich kann sie Ihnen nicht aufzählen. Aber ich kann Ihnen versichern, daß sie unbedingt zuverlässig sind. Doch lassen wir das Thema, Madam. Widmen wir uns erreichbaren Dingen. Haben Sie einen Tip für die kommende Woche?«

Mabel lächelte.

»Ja. Kaufen Sie die Aktien der G.C.C. von Homer G. Adams, Monsieur Duval. Sie werden auch weiterhin steigen. Die Aktien eines Menschen, der auf dem Planeten >Wanderer< war, stehen immer gut.«

Über Duvals Gesicht huschte ein kaum merklicher Schatten. Dann legte er wie unabsichtlich seine Hand auf Barbaras Arm und fragte:

»Was haben Sie heute abend vor, Miss Barbara? Mein Jet-Clipper bringt uns in einer halben Stunde nach New York.«

Barbara nahm höflich und bestimmt die Hand weg.

»Sie sind ein ausgezeichneter Gesellschafter und fast ein Freund der Familie, Jacques, aber New York reizt mich nicht. Auch nicht in Ihrer Gesellschaft. Wenn Sie den Abend mit mir verbringen möchten, dann müssen Sie schon mit unserem Landsitz und meiner Mutter als Anstandsdame vorliebnehmen. Nun, jetzt auch noch Lust?« Duval verzog keine Miene. Er lächelte noch immer.

»Ich kann mir kein größeres Vergnügen vorstellen, Miss Barbara. Ich bin auch lieber hier bei Ihnen als in New

York. Vielleicht gehen wir später schwimmen. Es ist Vollmond.«

»Aber es darf nicht zu spät werden. Ich habe Ihnen ein Fremdenzimmer richten lassen, Jacques. Sie bleiben doch bei uns? Morgen haben Ma und ich einen anstrengenden Tag vor uns. Sie wissen - die Konferenz in Rio.«

»Ja, ich weiß. Dann können wir gemeinsam fliegen, in mei-

nem Clipper. Bin gespannt, was der alte Gauner Garcia von uns will.«

»Alt?« fragte Mabel mit einem Lauern in der Stimme. »Garcia ist gerade erst siebzig geworden.«

Duval lächelte zuvorkommend.

»Das >alt< bezog sich auf seinen ausgereiften und raffinierten Charakter, Madam, nicht auf sein Alter. Garcia steckt die meisten Geschäftsleute des Sonnensystems in die Tasche, wenn es darauf ankommt. Er ist nicht nur klug, sondern ungemein skrupellos. Seine Silberminen in den Anden, munkelt man, seien nicht nur natürlichen Ursprungs. Man vermutet, daß er einen Teil der verschollenen Inkaschätze gefunden hat und als Erzfunde tarnt. Fest steht jedenfalls, daß er den Silbermarkt der Erde bestimmt. Und ich fürchte, morgen wird er uns seine Bedingungen diktieren wollen.«

»Wenn ich seine Aktien auf den Markt werfe«, sagte Mabel kühl, »ist er erledigt. Ich habe genug davon, um den Kurs zu drücken. Sie werden nur noch wertloses Papier sein.«

»Erledigt ist er erst dann, wenn ich meine dazulege, Madam. Und vielleicht noch Ronald Börsinger.«

»Der Stahlkönig?«

»Ja, genau der. Er hat fast fünfundzwanzig Prozent in seinem Besitz. Übrigens treffen wir ihn morgen in Rio. Das verspricht wirklich eine interessante Konferenz zu werden. Ich fürchte, Garcia wird sich wundern. Wenn es an uns liegt, kann er sich aus seinem Silber Türklinken fabrizieren lassen, damit es nicht verschimmelt.«

»Grund genug zum Feiern«, stellte Barbara fest und reichte Duval ein Glas. »Stoßen wir auf den gemeinsamen Sieg an. Lopez Garcia soll morgen sein blaues Wunder erleben, falls er glaubt, uns hereinlegen zu können.«

Als sie die Gläser wieder absetzten, fragte Mabel:

»Wissen Sie, Duval, ob dieser Adams morgen auch dabei sein wird?«

Duval sah sie forschend an, dann nickte er langsam.

»Ja, Homer Adams wird ebenfalls anwesend sein. Ich nehme an, im Auftrag Rhodans. Und wenn wir es nicht schaffen sollten, Garcia zu bremsen, ihm würde es bestimmt gelingen.«

»So mächtig ist er?« fragte Mabel verwundert und voller Mißgunst.

»Nicht er allein«, erwiderte Duval ruhig. »Sondern Rho-dan.«

Mabel war am Strand geblieben, als Duval und Barbara in das Meeresbecken hinausschwammen. Es war Mitternacht. Am Himmel stand groß und hell der volle Mond. Die Wasseroberfläche leitete den Schall so gut, daß Mabel auch das geringste Plätschern hören konnte.

Sie setzte sich auf die Holzbank unter den Palmen. Es war fast drückend warm, denn der von der Sonne erhitzte Sand gab jetzt die gespeicherte Wärme ab.

Morgen, dachte Mabel. Morgen habe ich eine Chance, einen Mann Rhodans kennenzulernen. Einen Mann, der die ewige Jugend besitzt, wenn er auch nur sechs Relativjahre jünger ist als ich. Vielleicht ist er es, der mir den Weg ebnet. Den Weg nach Terrania - und nach > Wanderen.«

Sie ballte ihre Fäuste. Diesen Duval würde man noch brauchen. Er wußte viel. Erstaunlich viel. Sollte er nur mit Barbara flirten, wenn es ihm Spaß machte. Er würde dafür bezahlen müssen.

Mit seinem Wissen und seinen Verbindungen.

Mabes Gedanken brachen ab, als sie ein Flüstern hörte. Es dauerte einige Sekunden, bis sie begriff, daß das Flüstern vom Meer herangetragen wurde. Duval und Barbara hatten vergessen, wie gut das Wasser die Schallwellen leitete.

»Lassen Sie das, Jacques. Sie haben mir versprochen, sich als guter Freund zu benehmen. Wir sind nicht allein.«

»Ihre Mutter kann uns weder sehen noch hören. Wir sind mindestens hundert Meter vom Ufer entfernt. Erzählten Sie mir nicht etwas von einer gläsernen Tauchkugel?«

»Eine doppelte Wand, keine Kugel. Aber es ist jetzt zu dunkel, den Meeresgrund zu erkennen. Und im übrigen ist es wohl besser, wir bleiben im Wasser, meinen Sie nicht auch?«

»Wegen Ihrer Mutter? Was hat sie eigentlich gegen mich?«

»Oh, sie hat bestimmt nichts gegen Sie. Sie gefallen ihr sogar ausgezeichnet, sonst hätte sie mir das nächtliche Bad nicht erlaubt.«

»Sie hat Ihnen etwas zu erlauben? Sind Sie nicht selbst alt genug, über Ihre Handlungen zu entscheiden?«

»Natürlich bin ich alt genug, aber sie muß es ja nicht immer wissen, was ich entscheide. Ich bin ihre einzige Tochter, Jacques. Ich liebe sie. Und sie liebt mich. Solange sie lebt, werde ich mich nach ihren Wünschen richten.«

Mabel kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können. Die beiden Schaumstreifen waren verschwunden. Barbara und Duval mußten die Trennwand zum Meer erreicht haben und hielten sich an ihr fest. Eine Weile blieb es still, dann kamen die Stimmen wieder.

»Sie lebt nicht mehr lange, Barbara - verzeihen Sie, wenn ich das sage. Ihre Mutter ist eine alte Frau, die ihre ganze Kraft dafür verbraucht, noch mehr Reichtum und Geld zu erlangen und sich nach einer verlorenen Jugend verzehrt. Werden Sie endlich selbstständig!«

»Seien Sie ruhig, ich will nichts mehr hören!« Mabel lauschte angestrengt und mit klopfendem Herzen. Was sie

eben gehört hatte, bestärkte ihren Entschluß, Duval rücksichtslos für ihre Zwecke zu gebrauchen. Sie belastete nicht einmal ihr Gewissen damit. Sie interessierte nur noch, was Barbara dazu zu sagen hatte. Sie würde doch nicht... »Sie sprechen von meiner Mutter, Jacques, vergessen Sie das nicht. Ich bin selbständig, glauben Sie mir, aber ich bin ihr auch zu Dank verpflichtet. Wie könnte ich sie da enttäuschen? Sicher, viel lieber wäre ich frei und würde mein eigenes Leben führen, ganz ohne sie und ihre Wünsche, aber ich kann und darf es nicht. Sie vertraut mir. Ich will ihr die letzten Jahre ihres Lebens nicht schwerer machen, als sie es ohnehin schon sind.« Mabel hielt den Atem an. Das also war es! Barbara - ihre über alles geliebte Barbara - liebte sie nur aus Mitleid und Dankbarkeit. Sie gehorchte ihr nur, weil sie ihr die letzten Jahre ihres Lebens ...

Mabel stand abrupt auf. Sie starre hinaus in die Vollmond-nacht und erkannte die beiden Schatten an der gläsernen

Mauer zum Ozean. Sie waren dicht beieinander und verschwommen fast zu einem einzigen. Sie hörte Flüstern, aber sie verstand nichts mehr.

Es war ihr auch egal.

Barbara würde sich wundern. Die letzten Jahre ihres Lebens, Mabels Lebens, würden noch lange dauern.

Sie würden überhaupt nicht mehr enden!

Entschlossen drehte Mabel dem Meer den Rücken zu und schritt über den immer noch warmen Sand dem Park zu. Mochten die beiden Turteltauben tun und lassen, wozu sie Lust hatten. Es spielte keine Rolle mehr. Nichts spielte noch eine Rolle.

Der morgige Tag würde den größten Coup einleiten, den Mabel Rushton je in ihrem Leben gelandet hatte.

Der Jet-Clipper raste hoch über dem Atlantik in Richtung Süden.

In der Kabine saßen die drei Menschen, schweigend und jeder in seine eigenen Gedanken versunken. Es war, als gäbe es plötzlich Geheimnisse, die man voreinander verborgen mußte.

Barbara und Duval waren erst spät ins Haus zurückgekehrt. Zuerst waren sie erschrocken gewesen, als sie Mabel nicht mehr am Strand fanden, aber dann hatten sie es als stilles Einverständnis aufgefaßt. Sie ließen sich reichlich Zeit, und als sie endlich in ihren Zimmern waren, graute bereits der Morgen.

Beim Frühstück wurde der Vorfall mit keinem Wort erwähnt. Man sprach über die bevorstehende Koferenz, und Mabel wiederholte ihre Bitte an Duval, sie Homer Adams vorzustellen.

Unter ihnen zog das Meer nach Norden, und als Rio endlich in Sicht kam, hatte sich die Spannung zwischen ihnen nicht gelöst. Barbara war fest davon überzeugt, daß ihr die Mutter das nächtliche Abenteuer mit Duval übelnahm, aber ein gewisser Trotz hielt sie davon ab, mit ihr darüber zu sprechen. Vielleicht hatte Duval doch recht, und sie sollte wirklich ein bißchen selbständiger werden.

Sie landeten und ließen sich von einem Lufttaxi in ihr Hotel bringen. Bis zu Beginn der Konferenz war noch eine Stunde Zeit. Duval entschuldigte sich, nachdem er die Damen auf ihre Zimmer gebracht hatte.

»Sie verzeihen, wenn ich mich bereits jetzt verabschiede, aber ich habe noch einige Vorbereitungen zu treffen.

Wir sehen uns dann im Garcia-Skyscraper, in einer Stunde etwa.«

»Sie wollen schon fort?« Mabel verbarg ihre Enttäuschung nicht, denn sie war echt. »Eigentlich dachte ich, wir müßten unseren Schlachtplan durchsprechen.«

»Dazu besteht keine Veranlassung. Garcia soll auf Granit beißen, das ist alles. Die Methoden unserer Taktik sind klar, aber ich muß versuchen, vorher Adams auf unsere Seite zu bringen. Bis später also...«

Er wartete keine Antwort ab und verschwand. Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, drehte Mabel sich langsam um und sah ihre Tochter Barbara an.

»Liebst du ihn?« fragte sie leise. In ihrer Stimme war kein Vorwurf. »Vielleicht wäre er der Mann, an den ich dich gern verlieren möchte. Ich glaube, er ist der erste, bei dem ich so denke.«

Barbara blickte erstaunt zu ihrer Mutter empor. Sie saß auf ihrem Bett und wechselte die Strümpfe. Sie hatte wohlgeformte und ungemein lange Beine.

»Ich weiß nicht, ob ich ihn liebe, aber er ist mir sehr sympathisch. Warum soll ich das leugnen?«

»Wenn er dich fragen sollte, ob du seine Frau werden möchtest, wirst du zustimmen.«

»Ist das eine Frage - oder ein Befehl?«

Mabel starre auf Barbara hinab. Sie mußte sich jetzt sehr zusammennehmen, um sich nicht zu verraten. Barbara gehörte genauso in ihr Spiel wie Duval. Vielleicht war Barbara sogar die Dame, und Duval zumindest ein Springer oder Turm. Der König würde zweifellos Homer G. Adams sein.

»Es war nur ein guter Rat, Kleines, mehr nicht. Ich möchte dich glücklich sehen. Du kannst dein ganzes Leben nicht mit einer alten Frau zubringen, nicht wahr?«

Barbaras Gesicht überzog sich mit einer fahlen Blässe.

»Du hast gehört, was wir gestern nacht gesprochen haben?«

»Der Wind wehte einige Fetzen eures Gesprächs zu mir an den Strand. Das ist alles. Es genügte, mich zum Nachdenken anzuregen. Ich meine es gut mit dir, glaube mir.«

Barbara sah ihre Mutter lange an, dann stand sie plötzlich auf und umarmte sie stürmisch.

»Danke, Mabel. Vielen Dank. Du verstehst mich wirklich?«

»O ja, Babs. Ich versteh dich sehr gut. Viel zu gut vielleicht.«

»Dann werde ich Jacques heiraten, wenn er mich um meine Hand bittet. Eigentlich sollte er es tun, wenn er ein Gentleman ist.«

»Das ist er sicher«, meinte Mabel und begann sich auszuziehen. Dann nahm sie ihre mitgebrachten Kleider aus dem Koffer und überlegte, welches davon wohl Homer G. Adams am besten gefallen würde.

2.

Mitten im Herzen des gewaltigsten Industriegebietes von Europa gab es noch eine grüne, Sauerstoffspendende Insel. Es war ein Waldgebiet an den Hängen der Ruhr, umgeben von riesigen Wohnkomplexen und neu errichteten Stahlverarbeitungswerken. Ein elektrisch geladener Zaun umgab den Wald, dessen Betreten verboten war. Er war Privatbesitz und gehörte dem ungekrönten König der Ruhr, dem Stahlmagnaten Ronald Börsinger. Ronald Börsinger war siebzig Jahre alt und ein Menschenfeind. Sein Mißtrauen hatte ihn dazu gemacht. Zu diesem Mißtrauen hatte er allen Grund, wenn die alte Regel, daß alle Schuld auf Erden einmal bezahlt werden müsse, noch Gültigkeit besaß. Denn Börsinger war in seinen Mitteln nicht immer sehr wählervisch gewesen. Es gab Dutzende von Männern, die ihm den Tod geschworen hatten, aber keinem seiner Gegner war es bisher gelungen, bis auf mehr als hundert Schritt an ihn heranzukommen.

Börsingers Gestalt war korpulent und gebeugt. Er ging an einem Stock, aber sein Gang war immer noch elastisch. In seinen Augen leuchtete das fanatische Feuer eines Mannes, der erst am Beginn seiner Karriere stand. Nur ganz im Hintergrund glomm ein anderes Feuer, schwach und verhalten. Es verriet dem aufmerksamen Beobachter die Angst Börsingers davor, eines Tages aufhören zu müssen.

Der Privatsekretär war der einzige Mensch, dem Börsinger Vertrauen schenkte. Er war es auch, der alle Anordnungen des Magnaten verwirklichte.

Börsinger saß in seinem Arbeitszimmer hoch über der Ruhr. Die Wände waren aus Glas und gaben die Sicht nach allen Seiten frei. Der Wald begann gleich neben dem Haus, über dessen Gipfel hinweg der Blick bis zu den gegenüberliegenden Hängen ging, wo keine Bäume mehr standen. Nur ein graues Häusermeer und hoch in den Himmel ragende Es sen.

»Laufen die Aufträge aus Terrania, Jero me?«

»Gestern weitergeleitet, Herr Börsinger. Eine Zahlungsanweisung über zehn Milliarden Solar ist auf der Bank eingegangen. Sie dient zur Deckung der ersten Unkosten und zur Tarnung des Auftrages.«

»Ausgezeichnet. Was ist mit der Vorag GmbH?«

»Erledigt, Herr Börsinger. Wir haben das Werk mit allen Maschinen und Angestellten glatt übernommen. Der Seniorchef Füller hat sich in dieser Nacht erhängt... «

»So ein Dummkopf! Ich hätte ihm eine anständige Rente ausgezahlt.«

»Aber sein Sohn hat um eine Anstellung als leitender Direktor gebeten.«

Börsinger sah auf.

»So? Leitender Direktor möchte er werden? In meinem Werk? Nachdem er uns solche Schwierigkeiten bereitete? Was haben Sie entschieden, Jerome?«

»Abgelehnt, selbstverständlich. Es soll sich bei der Konkurrenz bewerben.«

»Richtig. Wenn es eine Konkurrenz gibt, Jerome.«

Es gab natürlich keine, wenigstens nicht im Ruhrgebiet.

»Für morgen ist eine wichtige Konferenz anberaumt. In Rio. Einberufen von Lopez Garcia, Herr Börsinger. Soll ich fahren?«

Börsinger starnte durch das Glas auf die bewaldeten Hänge, dann sagte er:

»Etwas Luftveränderung würde mir guttun. Ich kann mich hier auf Sie verlassen, Jerome. Ich fahre selbst.«

»Der Platz ist bereits gebucht. Der Zug geht morgen früh um sieben Uhr und trifft gegen zehn in Rio ein. Der Helikopter holt Sie um sechs hier ab.«

Börsinger lächelte. Sein Gesicht wurde zu einer fältigen Grimasse, aus der ein Totenkopf herauszogrinsen schien. Er sah jetzt älter aus als siebzig, aber seine Stimme blieb jung und voller Energie.

»Ich wußte, daß Sie zuverlässig sind. Sehen Sie nach, Jerome, wieviel Aktien Garcias in unserem Besitz sind.«

»Bereits geschehen, Herr Börsinger. Genau 24,3 Prozent.«

Börsinger hörte auf zu lächeln.

»Das reicht nicht ganz, aber vielleicht finde ich einen Verbündeten, falls Garcia eine Überraschung plant. Ich danke Ihnen. Sie können jetzt gehen. Morgen früh um sechs also.« Er seufzte. »Dabei stehe ich ungern vor Sonnenaufgang auf. Dieser Garcia soll mir das büßen.«

Von Ruhrstadt aus raste der Zug noch ein Stück auf der Oberfläche dahin, dann glitt er in einen Tunnel, der schräg in die Erde hineinführte. Nach etwa fünf Minuten Fahrt befand er sich in 500 Meter Tiefe und erhöhte seine Geschwindigkeit bis auf 2000 Kilometer die Stunde. Erst an der französisch-spanischen Grenze hielt er das erste und letzte Mal auf euro päischem Boden an, um dann erneut weiter in die Tiefe vorzudringen, bis er zehn Kilometer unter dem Boden des Atlantischen Ozeans dem südamerikanischen Kontinent entgegenraste.

Börsinger saß allein in dem Sonderabteil. Er lehnte in den weichen Polstern und betrachtete auf der gegenüberliegenden Wand die von der Sendezentrale ausgestrahlten Nachrichtensendungen.

Neuer Handelsvertrag mit den galaktischen Händlern und Arko-niden.

Besiedlung weiterer neuentdeckter Planeten.

Reginal Bull übernimmt die Regierungsgeschäfte Rhodans, weil dieser zu einer interstellaren Expedition

aufgebrochen ist.

Der Film zeigte die Vorbereitungen zu der Expedition. Ein riesiges Kugelschiff stand startbereit auf dem Raumhafen von Terrania. Lastrauper brachten Ausrüstungsmaterial, das mit Hilfe von Antigravkränen in die Luken gehievt wurde. Im Hintergrund war Terrania zu sehen, die größte Stadt der Erde. Rechts schoben sich andere Raumschiffe ins Bild. Es dämmerte bereits, und gigantische Scheinwerferanlagen verscheuchten die hereinbrechende Nacht.

»Da fliegt er wieder los«, flüsterte Börsinger und starrte haßerfüllt auf das Gesicht Rhodans, der sich von seinen Mitarbeitern und Freunden verabschiedete. »Und dieser feiste Bursche, Reginal Bull, führt seine Geschäfte. Unsterblich ist er, dieser Kerl! Als ob er etwas Besseres wäre als wir! Aber warte nur, bald werden auch andere unsterblich sein. Nicht mehr lange, und das Monopol gehört mir. Dann werde ich bestimmen, wer die Zelldusche erhält - und es wird eine Menge kosten. Flieg nur los, Rhodan. Mit deinem Stellvertreter werde ich noch besser fertig als mit dir.«

Der Film endete, und Börsinger atmete auf.

Er schloß die Augen. Schlafen konnte er jetzt nicht, aber träumen. Das Fahren des Zuges verursachte fast kein Geräusch. Der Gedanke, daß man sich jetzt tief unter dem Bett des Ozeans und dicht über der zähflüssigen Magmaschicht aufhielt, beunruhigte Börsinger nicht im geringsten. Der Transozeanzug war das sicherste Transportmittel des 21. Jahrhunderts.

70 Jahre war er nun alt, sieben lange Jahrzehnte. Viel war in dieser Zeit geschehen. Als Angestellter hatte er seine Laufbahn begonnen, aber dann war er von Position zu Position geklettert, und es hatte viele gegeben, die bei diesem Aufstieg an seiner Stelle abstürzten. Sie hatten sich fast alle das Genick gebrochen. Der Aufschwung der irdischen Wirtschaft nach Installierung der Weltregierung hatte ihm die Anhäufung eines riesigen Vermögens ermöglicht. Er galt als der reichste Mann Europas.

Aber das hatte die Zeit nicht aufhalten können. Die Zeit verrann, von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr. Er war älter geworden. Solange jeder Mensch älter wurde, störte Börsinger das nicht besonders, aber dann entdeckte Rhodan >Wanderer< und die Zelldusche. Nur langsam drang diese erstaunliche Tatsache an die Öffentlichkeit, und es dauerte Jahrzehnte, bis man sie glaubte und die lebendigen Beweise der angehaltenen Zeit auf den Bildschirmen erblickte.

Von diesem Augenblick an kannte Börsinger nur ein einziges Ziel: die Zelldusche!

Er wollte sie nicht nur für sich haben, sondern für alle, die dafür bezahlen konnten. Sie sollte das größte Geschäft seines Lebens werden.

Vor drei Jahren war er das erste Mal in Terrania gewesen, um seine Fühler auszustrecken. Er hatte sich gehütet, auch nur ein Wort von seinen wirklichen Absichten zu verraten. Er war gekommen, um Verträge abzuschließen und Besprechungen mit den führenden Wirtschaftsexperten abzuhalten.

Bei der Gelegenheit war er Jacques Duval begegnet, den er zwar als nützliches Individuum erkannte, ihm aber aus einem unbestimmten Gefühl heraus sofort stark mißtraute. Er ahnte, daß der Franzose ähnliche Ziele wie er selbst verfolgte.

Börsinger lächelte, als er an Duval dachte.

Ich werde ihn in Rio treffen, den Gauner. Ob er immer noch so hinter den Frauen her ist? Die ewige Jugend käme ihm gerade recht.

Börsingers privater Nachrichtendienst hatte nichts über Jacques Duval erfahren können. Man wußte nur, daß er ständig unterwegs und nur selten in seiner Villa am Mittelmeer aufzufinden war. Im letzten Jahr war er dreimal in Terrania gewesen, um Aufträge für weltbekannte Firmen zu vermitteLEN. Alle drei Firmen hatten nichts miteinander zu tun, so daß keinerlei Zusammenhang bestand. Duval schien für jeden zu arbeiten, der genügend Geld bot. Da er Verbindungen zu Terrania hatte, lebte er allein von diesen Verbindungen.

Hm, dachte Börsinger und starrte vor sich hin. Seine Augen

waren wieder geöffnet. Ein heimliches Feuer glomm in ihnen. Hm, vielleicht habe ich genug Geld, um Duval zu kaufen. Wenn zwei Männer das gleiche Ziel verfolgen und somit Rivalen sind, sollten sie sich unter gewissen Umständen verbünden. Sie sollten ihr Wissen und Können zusammenwerfen. Einer kann den anderen ergänzen. Kurz vor Erreichung des Ziels kann der Klügere immer noch den Dümmeren ausbooten.

Der Gedanke gefiel Börsinger.

Er schloß die Augen und fiel in einen leichten Schlaf, aus dem er erst erwachte, als der Zug zwei Stunden später Rio erreichte.

Börsinger verlor keine Zeit. Er ließ sich sofort zum Garcia-Gebäude bringen, nachdem er die dunkle Hornbrille aufgesetzt hatte, die ihn entstellen sollte. Sein Gesicht war der Öffentlichkeit relativ unbekannt, und es war anzunehmen, daß ihn kaum jemand erkannte. Als er durch die Gänge des dreißigsten Stockwerks schritt, mit schleppendem Gang und auf seinen Stock gestützt, wurde er höflich von einigen Herren begrüßt, die an einem breiten Fenster zusammenstanden und sich angeregt unterhielten. Er war sicher, daß sie nicht wußten, wer er war. Aber an dieser Konferenz nahm niemand teil, der nicht mindestens zehn Millionen Dollar schwer war.

Am Aussichtsfenster erblickte er plötzlich Jacques Duval. Der Franzose unterhielt sich angeregt mit einem kleinen, breit gebauten Mann, der etwa 60 Jahre alt sein mochte. Der kleine Buckel und der mächtige Schädel des Mannes kamen Börsinger bekannt vor, auch die schütteren Blondhaare und die auffällig nichtssagenden Augen. Aber erst als der Unbekannte mit merkwürdig verkrümmtem Gang einige Schritte auf und ab ging, um

dann wieder zu Duval zurückzukehren, erkannte ihn Börsinger.

Homer G. Adams!

Duval unterhielt sich mit ihm, als seien sie gute Bekannte.

Börsinger wandte ihnen den Rücken zu und sah aus dem Fenster, hinab auf die angeblich schönste Stadt der Erde. Ein Meer von Wolkenkratzern, dahinter der Zuckerhut und das blaue Meer. Gradlinige Straßen voller Verkehr, Menschen ... Menschen...

Duval und Adams also, dachte Börsinger wütend. Der schlaue Fuchs weiß, wo er ansetzen muß. Er ist mir zuvorgekommen, weil ich zu vorsichtig war. Aber es ist noch nicht zu spät, sich mit ihm zu verbünden. Und das ist gar nicht so schwierig. Ich werde...

Börsinger wußte plötzlich, wie er Duval packen konnte. Wenn Homer G. Adams auch nur eine Andeutung erhielt, was Duval wirklich von ihm wollte, würde er seine Beziehungen zu dem Franzosen sofort abbrechen. Duval würde eine Menge dafür tun, es nicht soweit kommen zu lassen.

Börsinger beobachtete die beiden Männer noch eine Weile, dann verließ er seinen Fensterplatz und schlenderte wie zufällig dicht an ihnen vorbei. Er gab sich nicht die geringste Mühe, sein Kommen zu verbergen.

Als er auf gleicher Höhe mit ihnen war, blieb er stehen und sah Duval überrascht an. Dann nahm er den Stock in die linke Hand und ging mit der ausgestreckten Rechten auf ihn zu.

»Mein lieber Duval, das nenne ich eine Überraschung. Freut mich, Sie mal wieder zu sehen. Wie geht es Ihnen? Wo war es eigentlich, als wir... oh, verzeihen Sie. Ich störe Sie wohl bei einer wichtigen Besprechung?«

Duval beherrschte sich ausgezeichnet. Mit keiner Miene verriet er, wie ungelegen ihm diese Unterbrechung war. Er gab den Händedruck des alten Mannes zurück und sagte:

»Sie stören keineswegs, Börsinger. Darf ich Ihnen Homer G. Adams vorstellen, den Chef der G. C. C.«

»Oh, welche Ehre!« Börsinger deutete eine leichte Neigung seines Kopfes an. »Perry Rhodans Finanzgenie. Ist diese Konferenz so wichtig?«

»Sie sind also Ronald Börsinger, der Stahlkönig...« Homer Adams schien den Deutschen mit seinen Blicken zu durchbohren. »Haben wir Ihnen nicht kürzlich einige Aufträge erteilt?«

»Sie sind bereits in Ausführung«, bestätigte Börsinger und nickte. »Doch ich will Sie beide nicht stören. Wir sehen uns ja noch später.«

Betont lässig nickte er ihnen nochmals zu und schlenderte weiter. Sollten sie ruhig annehmen, sie interessierten ihn

herzlich wenig. Um so größer würde dann später die Überraschung sein. Immerhin konnte Duval später annehmen, er habe doch einiges der leise geführten Unterhaltung mitbekommen - was immer auch der Gegenstand dieser Unterhaltung gewesen sein möchte. Es spielte bei dem Bluff keine Rolle.

Es war schon zehn Uhr durch, und Lopez Garcia war noch nicht eingetroffen. Die meisten Teilnehmer der Konferenz befanden sich schon in dem großen Saal, der extra für derartige Veranstaltungen eingerichtet worden war. Jeder Tisch besaß seine eigene Nachrichtenanlage, Mikrophone und Verstärker, ein Visiphon mit Fernanschluß und einen Bildschirm. Ein Schild mit dem Namen des Betreffenden ließ den Teilnehmern keine Wahl. Alle Plätze waren vorher schon bestimmt. Garcia ließ nicht zu, daß gute Freunde sich zusammensetzten. Er bestimmte, wer zu wem gehörte.

Börsinger fand seinen Tisch und setzte sich. Er nahm das Schild und schob es in die Schublade. Das elektronische Notizbuch in seiner Brusttasche lief. Es würde alles aufzeichnen, was von nun an in diesem Saal gesprochen wurde.

Dann erst sah er sich forschend nach allen Seiten um.

Aha, General Shering war auch dabei! Überall, wo sich große Ereignisse anbahnten, tauchte er auf. Der Mann hatte eine unheimliche Nase für solche Dinge. Wenn man ihn nicht einlud, kam er in seiner offiziellen Eigenschaft als internationaler Beobachter der Weltpolizei. In Wirklichkeit spionierte er im Auftrag einiger Wirtschaftskonzerne und spielte den einen gegen den anderen aus.

Natürlich durfte auch Mabel Rushton nicht fehlen. Börsinger kannte sie von Berichten her. Sie gefiel ihm, denn ihr Charakter war dem seinen sehr verwandt. Für ihre 65 Jahre sah sie verdammt gut aus. Börsinger hatte nie Zeit für Frauen gehabt, aber manchmal bedauerte er doch, daß es so gewesen war. Nun schien es zu spät zu sein, das Versäumte nachzuholen.

Sie hat sich ganz schön aufgedonnert, dachte er bissig. Möchte bloß wissen, für wen hier sich der Aufwand lohnt. Für diesen Halsabschneider Garcia bestimmt nicht. Sieh mal an, ihre Tochter ist auch dabei! Und Duval steuert auf ihren Tisch zu ... ? Er setzt sich zu Ihnen? Habe ich sein Namensschild nicht genau auf der gegenüberliegenden Seite gesehen? Alter Gauner, ich wußte es ja. Scheint etwas mit der Tochter zu haben - verdammt hübsches Biest, übrigens! Wenn ich ein paar Jährchen jünger wäre, würde Duval sich wundern...

Es kam Börsinger zu Bewußtsein, daß seine Gedanken ziemlich töricht und überflüssig waren. Er schalt sich einen Narren und beschloß, wieder seinen nüchternen Verstand arbeiten zu lassen, statt sich in romantischen Träumereien zu ergehen. Die brachten nichts ein, höchstens Ärger und Verdruß.

Duval sah jetzt in seine Richtung und winkte ihm zu. Dann stand er auf und kam zu ihm.

»Darf ich mich einen Augenblick setzen, Börsinger?«

Nichts war Börsinger willkommener als gerade das.

»Bitte, Duval. Sie scheinen sich ohnehin nicht um die von Garcia festgelegte Tischordnung zu kümmern.«

»Ach, Sie meinen wegen drüben?« Er deutete in Richtung von Mabel Rushton. »Alte Bekannte von mir, Börsinger. Sie kennen sie ja wohl, wenigstens dem Aussehen und dem Namen nach. Die Familie Ruhston, wenigstens die weiblichen Mitglieder dieser Familie. Ich kenne die beiden Damen von früher her.«

»Besonders die jüngere.« Börsinger blinzelte. Ohne Übergang wechselte er das Thema. »Was will Garcia von uns?«

»Wir werden es bald wissen, Börsinger. Deswegen komme ich ja zu Ihnen. Wir befürchten, er will die Silberwährung, soweit ihr noch Bedeutung zukommt, nach seinem Willen korrigieren. Da viele Teile der wachsenden Raumfahrttechnik aus Silber hergestellt werden, ist der Preis für die entsprechende Industrie interessant. Es ist klar, daß eine Heraufsetzung dieses Preises unter allen Umständen vermieden werden muß. Ihre Aktien zusammen mit denen von Mrs. Rushton sind durchaus in der Lage, Garcia zu bremsen. Wie stehen Sie dazu?«

Börsinger lehnte sich zurück, um Duval besser ansehen zu können.

»Ich bin eventuell bereit, Ihr Spiel mitzumachen. Weiß Homer G. Adams davon?«

Duval heuchelte Erstaunen.

»Was hat der damit zu tun?«

»Adams reist nicht in der Gegend umher, um sich zu erholen.«

»Zugegeben, er hat auch ein Interesse daran, daß Garcia nicht übermütig wird. Ich habe ihn darüber informiert, daß wir den Silberkönig vom Thron stürzen werden, wenn er nicht das tut, was wir von ihm verlangen.«

»Kann es uns nicht egal sein, was Silber kostet?«

»Darauf kommt es nicht an. Es kommt nur darauf an, ein Monopol zu verhindern.«

Börsinger stützte den Kopf in beide Hände und beobachtete Duval genau, als er fragte:

»Welche Verbindung besteht zwischen Mrs. Rushton und Adams?«

Diesmal war Duval wirklich überrascht.

»Wie meinen Sie das? Ich verstehe nicht... «

»Es gehört nicht viel Scharfsinn dazu, Duval. Die Rushtons lassen niemand an sich heran, wenn sie sich keinen Vorteil davon versprechen. Welchen Vorteil können Sie Ihnen schon bieten? Sie haben nicht ihr Geld und nicht ihre Macht. Sie haben dafür etwas anderes. Sie kennen Homer G. Adams und noch einige Leute aus Terrania. Was aber will Mabel Rushton von Terrania? Es gibt nur eins, das sie reizen kann, und Homer G. Adams ist eine der Schlüsselfiguren. Sie wissen doch, daß Adams einer der Unsterblichen ist...?«

Duval war nun wirklich verwirrt.

»Ich denke nicht, daß Mabel Rushton... nein, das glaube ich nicht.«

»Doch, Sie glauben es schon, aber Sie wundern sich, daß ich es weiß. Kombination, weiter nichts. Die jüngere Rushton hat noch Zeit, sich um das Problem der Unsterblichkeit zu kümmern. Sie vielleicht auch, Duval. Aber Mabel Rushton nicht. Und«, fügte Börsinger in gleichem Tonfall hinzu, »ich auch nicht.«

Duval sah ihn an.

»Sie glauben doch nicht im Ernst...?«

»Ob ich glaube oder nicht, spielt keine Rolle. Ich bin alt, und ich weiß das. Noch zehn Jahre, vielleicht /wanzig, und ich bin erledigt. Daran vermag niemand etwas zu ändern. Höchstens Rhodan. Aber er würde es nie tun, denn er hat seine eigenen Ansichten über die Verteilung des ewigen Lebens. Was könnte ich ihm schon nützen? Zugegeben, nichts. Aber darauf kommt es mir nicht an. Und Mabel Rushton auch nicht!«

»Was wollen Sie eigentlich von mir, Herr Börsinger?«

»Lassen Sie das >Herr< ruhig weg, wir haben es früher auch nicht gebraucht. Was ich will? Von ihnen nichts. Aber ich will von Rhodan die Position des Planeten >Wanderer<. Das ist alles, was ich will.«

Duval stand auf.

»Sie sind sehr offen zu mir gewesen, Börsinger. Aber finden Sie sich damit ab, daß es hoffnungslos ist. Niemals würde ich mir die Finger deswegen verbrennen. Suchen Sie sich einen anderen, der so dumm ist.«

Börsinger blieb stehen. Er verzog keine Miene.

»Wie Sie meinen. Ich frage mich nur, ob Homer G. Adams das einsehen wird. Für ihn ist es schließlich egal, ob Sie die Unsterblichkeit für eine Frau oder für einen Mann stehlen wollen.«

Duval, der schon gehen wollte, blieb mit einem Ruck stehen. Er starre Börsinger haßerfüllt an, dann setzte er sich langsam wieder an seinen alten Platz.

»Was hat Adams damit zu tun?«

»Stellen Sie sich nicht dumm, Duval. Dort drüben sitzt Adams. Auf unserer Seite sitzt die Rushton. Ein Blinder kann ihre Blicke deuten. Sie sieht zu Adams, dann ungeduldig zu Ihnen. Es ist klar, daß sie jemand benötigt, der sie Adams vorstellt. Sie kennen Adams, also sind Sie die Person, die den ersten Kontakt herstellen soll. Und wozu dieser Kontakt gut sein soll, dürfte ebenfalls klar sein. Nein, Duval, mir machen Sie nichts vor. Ich rate Ihnen, sich mit mir zu verständigen. Vielleicht können wir Verbündete werden. Meinetwegen auch die Rushtons. Ich habe nichts gegen Frauen, besonders nicht gegen solche, die Mut zeigen. Keine Sorge, ich nehme Ihnen Ihr Täubchen nicht weg - sie ist zu jung für mich. Aber Sie haben einen guten Geschmack, Duval. Einen sehr guten Geschmack.«

Duval stand auf.

»Wir sprechen uns später, wenn das Theater hier vorbei ist. Ich wohne im >Imperial<, Mabel und Barbara Rushton übrigens auch.«

»Dachte ich mir. Aber ein Zufall ist es doch. Ich wollte nämlich auch dort absteigen. Bis später also. Und noch etwas! In bezug auf Garcia ist die Marschroute klar. Wir werden notfalls seine Aktien in Altpapier verwandeln.«

3.

Lopez Garcia ließ sich Zeit.

Er ließ die Frist verstreichen, obwohl er nichts mehr zu tun hatte und schon längst oben im Saal sein konnte. Sollten sie sich den Kopf zerbrechen und in ihrem eigenen Saft schmoren. Es würde sie unsicher und gefügiger machen. Er hatte alle auf der Erde vorhandenen Silbervorkommen aufgekauft und bestimmte nun den Preis. Garcia hatte weiße Haare. Früher waren sie schwarz gewesen, und es war noch gar nicht so lange her. Er hatte einen Hang zur Korpulenz, aber bei der vom Arzt vorgeschriebenen Diät schaffte er es, sein Gewicht zu halten. Trotz seiner 70 Jahre sah er aus wie 50, wenn man nicht so genau hinsah.

Er saß dicht beim Fenster und schaute hinab auf Rio. Es war seine Stadt, wenn er nicht gerade in den Anden weilte oder seine Minen auf der Venus oder den Jupitermonden besuchte.

Seit heute nämlich waren es seine Minen. Er hatte sie aufgekauft. Zuerst die der Erde, ganz offiziell. Und nun auch die Minen auf den Planeten und Monden des Sonnensystems. Niemand wußte das. Die Firmen blieben bestehen, und kein Mensch war entlassen worden. Nur der Besitzer hatte ge-

wechselt. Damit wurden die vorhandenen Aktien nicht gerade wertlos, aber sie verloren an Macht. Wenn jemand bis her 25 Prozent seiner Silberaktien besaß, waren sie ab heute nur noch zehn Prozent wert.

Lopez Garcia war klug. Er rechnete damit, daß man seinen Forderungen mit Drohungen begegnen würde.

Niemals hätte er diese Konferenz einberufen, wenn er sich seiner Sache nicht sicher gewesen wäre.

Im Gegensatz zu Mabel Rushton und Ronald Börsinger war Garcia nicht der Typ eines Menschenfeindes. Im Gegenteil. Er liebte laute Gesellschaften, gab sein Geld mit vollen Händen aus und genoß das Leben, ohne seine Diät zu vergessen. Vor allen Dingen aber liebte er die Frauen. Trotz seines Alters gab es nur selten eine Gelegenheit, bei der man ihn nicht in Damenbegleitung sah. Manche Leute fragten sich ernstlich, wann ihm die Zeit für seine Geschäfte blieb.

Garcia lächelte spöttisch über diese Sorgen Fremder. Seine Geschäfte? Sie benötigten nicht viel Zeit, wenn man so intelligent und geschickt war wie er. Er hatte schließlich seine Leute, denen er vertrauen konnte. Und sie arbeiteten für ihn, weil er sie dafür bezahlte. Sogar sehr gut bezahlte.

Garcia war längst nicht so skrupellos wie etwa Mabel Rushton oder Ronald Börsinger, aber er war deswegen nicht besser. Es gab unzählige Frauen, deren Laufbahn er beeinflußt hatte und die ihm eine kurze Zeit vermeintlichen Glücks mit endlos folgendem Leid zu verdanken hatten. Er hatte seinen Angestellten die Frauen und Geschäftspartnern die Töchter weggenommen.

Nein, Garcia war kein guter Mensch, aber er war auch kein Verbrecher.

Er war eben Lopez Garcia, der Silberkönig.

Er sah auf die Uhr.

Halb elf.

Oben im Konferenzsaal würden sie jetzt auf ihn warten. Sollten sie. Sie würden noch früh genug erfahren, was er von ihnen wollte. Und dann würden sie protestieren und schließlich drohen. Mit den Aktien natürlich, womit sonst.

Und dann würde er kaltlächelnd sagen, daß inzwischen noch einige 100000 neue Aktien dazugekommen waren. Die Majo rität von 51 Prozent war sicher in seiner Hand, wahrscheinlich noch mehr. Er bestimmte den Wert. Er war Herr der Situation.

Ein Mann war unangemeldet und ohne Einladung auf der Konferenz erschienen, aber das bedeutete keine Überraschung. Perry Rhodan hatte seinen Finanzmann geschickt. Er war eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Ihm standen unerschöpfliche Geldmittel zur Verfügung, und wenn Adams wollte, konnte er sämtliche Garcia-Aktien innerhalb eines Tages zu erhöhtem Kurs einkaufen, um sie am anderen Tag für ein Butterbrot auf den Markt zu werfen.

Homer G. Adams, dachte Garcia. Ihn müßte man kaufen können! Aber wie und womit? Mit Geld auf keinen Fall. Mit Frauen schon gar nicht. Mit Drohungen ...

Garcia schüttelte den Kopf. Nein, auch mit Drohungen nicht. Das Mittel, mit dem man einen Homer G. Adams von Rhodan loskaufen konnte, gab es noch nicht.

Ein Summzeichen ertönte.

Garcia drückte auf einen Knopf. Die Tür öffnete sich, und ein junger, schmächtiger Mann trat ein. Er verbeugte sich und übergab dem Allgewaltigen ein Stück Papier.

»Von Kalisto, Señor.«

Garcia überflog die wenigen Zeilen. Neue Funde in den soeben erworbenen Minen des Jupitermondes Kalisto. Nicht nur Silber, sondern auch andere Erze. Uran ebenfalls in geringer Menge. Genug jedenfalls, um den Markt zu beeinflussen.

»Danke, Sie können gehen. Ich werde in fünf Minuten die Konferenz eröffnen. Geben Sie das bekannt. Und -

lassen Sie bekanntgeben, daß mir die Verspätung leid tut.«

Der Sekretär verschwand.

Garcia lächelte vor sich hin. Er schob das Blatt Papier in die Rocktasche zu seinen übrigen Notizen. Seine Position war in diesen wenigen Sekunden noch stärker geworden. Eigentlich war er nun nicht mehr zu schlagen, wenn es keine Überraschungen gab.

Er stand auf und strich den Anzug glatt. Mit den Händen fuhr er sich über das Haar.

Er lächelte immer noch, als er den Saal betrat. Atemlose Stille empfing ihn. Alle sahen ihn erwartungsvoll an.

Jemand hustete. Es klang wie das Abfeuern einer Geschützbatterie.

Garcia sah hin.

Es war Homer G. Adams gewesen, der gehustet hatte.

Zwei Stunden später war die erste Schlacht geschlagen.

Ronald Börsinger hatte Duvals Blick aufgefangen und war ihm in den Korridor gefolgt. Beide hatten es nicht gewagt, über die Visiphonanlage Verbindung aufzunehmen. Sie trafen sich beim Aussichtsfenster. Niemand war in der Nähe.

»Nun, was sagen Sie jetzt, Börsinger?«

»Erstaunlich, verdammt erstaunlich.« Der Stahlkönig seufzte und biß sich dabei auf die Unterlippe. »Ein eiskalter Hund, dieser Garcia. Wie konnte er uns nur derart überraschen? Was unternehmen wir jetzt?«

»Es wäre Ihre Sache, nicht die meine. Mir kann der Silberpreis egal sein. Aber ich dachte, ich könnte Ihnen und den anderen irgendwie von Nutzen sein.«

»Die anderen spielen keine Rolle, Duval. Sie wissen, was ich will. Aber mich interessieren auch die Preise für Silber -und vor allen Dingen interessiert es mich, daß Garcia nicht zu stark wird. Wir sollten uns mit ihm verbünden.«

»Er wird den Trick merken.«

»Kein Trick, Duval. Wie bieten ihm etwas, das ihm noch niemand hat bieten können. Wir bieten ihm die Mitarbeit am größten Objekt an, das jemals von uns in Angriff genommen wurde. Wenn wir Garcia dabei haben, schaffen wir es. Wir sind dann drei Männer, denen niemand etwas anhaben kann.«

»Drei Männer«, sagte Duval bedeutsam, »und zwei Frauen. Auch das dürfte Garcia nicht gleichgültig sein.«

»Die Rushtons ...?« Börsinger betrachtete Duval von der Seite her, dann nickte er plötzlich, als habe er sich anders besonnen. »Meinetwegen auch die beiden Frauen. Aber ich fürchte, Sie werden Ihr Täubchen Barbara recht bald an Garcia verloren haben.«

»Ich liebe sie nicht«, sagte Duval gleichmütig.

»Ausgezeichnet, dann kann nichts passieren. Wäre es anders, würde ich abgeraten haben. Mit Liebe und Zuneigung hat unser Geschäft nichts zu tun. Es geht um mehr.«

»Die Endphase der Konferenz ist erst gegen Abend zu erwarten, Börsinger. Ich schlage vor, wir treffen uns in einer halben Stunde in unserem Hotel. Ich werde dafür sorgen, daß Garcia und die Rushtons anwesend sind. Wir können den Südamerikaner dann einweihen und sehen, wie er reagiert. Vielleicht beeinflußt sein Verhalten den Ausgang der Konferenz, und selbst Adams kann dann befriedigt nach Terrania zurückfliegen.«

Börsinger nickte.

»Ich gehe schon vor. Ich erwarte Sie in einer halben Stunde auf meinem Zimmer. Mit Garcia und den Damen.« Er nahm seinen Stock und ging davon, gebeugt und scheinbar müde.

Niemand nahm von ihm Notiz und niemand sah ihm nach.

So wie Börsinger gekommen war, so verschwand er auch wieder. Unauffällig und harmlos.

Duval kehrte in den Saal zurück, wo eine heftige Debatte entbrannt war. Die Forderungen und Beweise Garcias hatten wie eine Bombe eingeschlagen. Homer G. Adams saß an seinem Tisch. Er sprach mit einem Mann, dessen Gesicht auf dem kleinen Visiphon nicht zu erkennen war. Da Adams den Kopfhörer benutzte, war kein Wort zu verstehen. Duval nahm an, daß Adams mit Terrania sprach.

Mabel Rushton atmete erleichtert auf, als Duval sich setzte.

»Wo sind Sie denn gewesen, Duval? Ohne Sie kommen wir uns richtig einsam vor. Was meint Börsinger?«

Duval lächelte Barbara zu, ehe er Mabel antwortete:

»Er ist einverstanden. Kommen Sie jetzt, verschwinden wir möglichst unauffällig. Warten Sie unten im Foyer auf mich. Ich muß noch mit Garcia sprechen.«

»Wenn er Sie überhaupt anhört.«

Duval lächelte kalt.

»Er wird, darauf können Sie sich verlassen.«

Die Andeutung Duvals hatte Garcia neugierig gemacht, nicht mehr und nicht weniger. Er wußte, daß der Franzose Verbindungen zu den Leuten in Terrania unterhielt, aber er wußte nicht, welcher Art diese Verbindungen waren. Immerhin -Terrania bedeutete auch Homer G. Adams. Allein deshalb nahm Garcia die Drohung Duvals ernst, daß es immer noch Mittel und Wege gäbe, seine Pläne zu gefährden. Die Tatsache, daß Duval einen neutralen Treffpunkt vereinbarte, ließ darauf schließen, daß diese Mittel nicht ganz legal waren.

»Kümmern Sie sich um die Leute im Saal«, befahl er seinem Sekretär. »Sie wissen ja Bescheid - kaltes Büfett, Getränke, Rauchwaren und so weiter. Sagen Sie ihnen, daß wir bis zum späten Nachmittag eine Pause einlegen, damit jeder Gelegenheit hat, sich mit seinen Leuten und Auftraggebern zu unterhalten. Ich bin nicht zu erreichen,

falls jemand nach mir fragen sollte. Für Sie bin ich im >Imperial<, aber auch nur im dringendsten Notfall.

Fragen Sie dort nach Mister Börsin-ger. Klar?«

Er wartete keine Antwort ab. Mit ruhigen und sicheren Schritten ging er zum Lift und ließ sich aufs Dach bringen, wo der Helikopter bereits wartete. Er stieg ein. Die Kabinentür schloß sich, dann hob das Flugzeug ab. Es glitt über die Straßenschluchten und Hochhäuser dahin, bis es auf dem Dach des >Imperial< sicher landete. Eine halbe Stunde nach der kurzen Unterredung mit Jacques Duval betrat Lopez Garcia das Apartment, das Ronald Börsinger gemietet hatte.

Duval stellte ihm die Anwesenden vor.

»Mrs. Rushton kennen Sie bestimmt, Garcia. Ebenfalls ihre reizende Tochter Barbara, die sich besonders freut, Sie kennenzulernen. Das ist Ronald Börsinger, der Stahlkönig aus Europa. Meine Damen und Herren - Lopez Garcia. Setzen wir uns.«

Garcia starnte Barbara Rushton ungeniert an. Er setzte sich so, daß er ihr genau ins Gesicht sehen konnte. Er schien plötzlich vergessen zu haben, warum er hierhergekommen war.

So eine hübsche Frau wie Barbara Rushton hatte er selten gesehen. Und daneben, das also war ihre Mutter, die berüchtigte Finanzhyäne aus Nordamerika. Sah auch nicht übel aus mit ihren 65 Jahren. Trotzdem, die Tochter... »Sie werden neugierig sein, was wir Ihnen zu sagen haben, Garcia«, sagte Duval jovial und streckte die Beine weit von sich. »Glauben Sie nur nicht, wir wollten um Gnade bitten. Wir haben Ihnen lediglich einen Vorschlag zu machen, der nichts mit Ihren Forderungen auf der Konferenz zu tun hat. Wir haben einen Plan, zu dessen Durchführung wir noch einen Mann benötigen, dessen eiserner Wille eine Garantie zum Gelingen dieses Planes bedeutet. Bevor wir Sie jedoch einweihen, müssen wir sicher sein, daß wir uns auf Sie verlassen können.« Garcia riß sich von dem bezaubernden Anblick Barbaras los.

»Wie kann ich zustimmen, wenn ich nicht weiß, worum es geht?«

»Das ist Ihr Risiko, Garcia. Vielleicht darf ich Ihnen einige Andeutungen machen. Sie wissen, daß nur noch Terrania Ihre Absichten durchkreuzen kann. Nun, unser Plan betrifft Terrania. Er ist sogar gegen Terrania gerichtet. Genügt Ihnen das?«

»Nicht völlig. Einzelheiten, wenn ich bitten darf. Und ich sage Ihnen schon vorher, wenn Sie glauben, mich irgendwie von meinen Plänen abbringen zu können, haben Sie sich geirrt.«

»Es wird Sie von Ihren Plänen abbringen, denn Sie werden einsehen, daß sie Ihnen nichts mehr bedeuten. Uns geht es um mehr als um Geld oder Macht. Denken Sie an Homer G. Adams, Garcia. Was hat dieser Mann, was Sie nicht haben und niemals haben können?«

»Was hat er schon?« Garcia zog ein verächtliches Gesicht und lächelte dann Barbara vertraulich zu. Sie lächelte zurück. Duval sah es. Barbara spielte ihre Rolle wirklich gut. Fast zu gut. »Er hat einen Rückhalt in Rhodan, das ist alles. Die Weltregierung steht hinter ihm. Persönlich gesehen, bedeutet Adams nichts.«

»Ich meine aber gerade seine persönliche Seite. Sie wollen mir doch nicht erzählen, daß Sie von seiner Unsterblichkeit nichts wissen?«

»Die Zelldusche? Natürlich weiß ich das. Was ist damit?«

»Sie hält die Zeit an, Garcia. Sie sorgt dafür, daß man nicht mehr altern. Zweiundsechzig Jahre lang würden Sie siebzig bleiben, Garcia. Und Sie wollen behaupten, das würde Sie nicht interessieren?«

Garcia sah von einem zum anderen. Er begegnete nur neugierigen und forschenden Blicken. Barbara lächelte leicht und - wie es Garcia schien - verheißungsvoll. Sie verwirrte ihn. Es war das erste Mal, daß ihn das Lächeln einer Frau verwirrte. Er spürte, daß sie anders war als andere Frauen. Ihre Zuneigung würde ihm vielleicht sogar etwas bedeuten.

Aber das war ja lächerlich!

Was hatte Duval gefragt?

»O ja, natürlich interessiert mich das - rein wissenschaftlich. Warum aber sollte ich mir über Dinge den Kopf zerbrechen, die unerreichbar sind? Glauben Sie vielleicht, ich hätte es nicht versucht?«

»So, das haben Sie also auch? Natürlich vergeblich, wie in allen Fällen, die uns bekannt wurden. Also gut, Garcia, Sie geben zu, daß Sie an der Zelldusche interessiert wären. Da mit haben Sie das Projekt, das wir meinen. Arbeiten Sie mit uns zusammen oder nicht?«

Garcia sagte, ohne den Tonfall seiner Stimme zu verändern:

»Miß Rushton, würden Sie mir die Ehre geben, mich zum Amazonas zu begleiten? Ich möchte Ihnen meinen Dschungelpalast zeigen. Ich versichere Ihnen, daß es das einzigartigste Bauwerk der Erde ist. Selbstverständlich in Begleitung Ihrer Mutter. Ich würde mich glücklich schätzen ...«

»Senor Garcia!« warf Duval dazwischen. »Sie haben mir meine Frage noch nicht beantwortet. Wollen Sie mit uns zusammenarbeiten oder nicht?«

»Erst möchte ich Ihre Antwort haben, Miß Rushton.«

Barbara warf Duval und Börsinger einen Blick zu, dann lächelte sie vielversprechend.

»Natürlich nehme ich Ihre Einladung an, Senor Garcia. Aber nicht heute. Ich komme mit Ihnen, wenn Sie aus dem Weltall zurückkehren und >Wanderer< gefunden haben. Ich will keinen Mann, von dem ich weiß, daß er in zehn Jahren tot ist.«

Garcia zuckte zusammen. Er ballte die Fäuste. Dann wandte er sich mit mühsam beherrschtem Gesicht den Männern zu, die auf seine Antwort warteten.

»Gut, ich bin bereit, mit Ihnen zusammenzuarbeiten. Nennen Sie Ihre Bedingungen. Miß Rushton erwähnte >Wanderer<. Was wissen Sie darüber, und was planen Sie?«

Alle atmeten auf. Nun war es heraus und die Entscheidung gefallen.

Mabel Rushton legte ihre Hand leicht auf Garcias Arm. »Ich freue mich, daß Sie mitmachen, Garcia. Bedenken Sie nur: Wir werden nicht mehr altern! Wir werden unsterblich sein! Wir bleiben ewig so jung, wie wir heute sind.«

»Phantastereien, Lady. Ich will Tatsachen. Was wissen Sie?«

»Duval wird es Ihnen erläutern«, sagte Börsinger ruhig. Jacques Duval sprach eine Stunde, ohne einmal unterbrochen zu werden. Er erläuterte seine Beziehungen zu Terrania und unterstrich ihre Grenzen. Er gab offen zu, sich schon seit langem für das Projekt Zelldusche zu interessieren und betonte, daß er ohne die richtigen Partner keinen Schritt weiterkommen würde. Erst Mabel Rushtons diesbezügliche Bemerkungen hatten in ihm den Entschluß reifen lassen, starke Verbündete zu suchen. Mit Gewalt war in Terrania nichts zu machen, wohl aber mit Geld. Und zwar in dem Augenblick, in dem man eine Schlüsselfigur ausfindig machte, der Geld etwas bedeutete.

»An wen dachten Sie da?« fragte Garcia lauernd. »Haben sie jemand, der in Frage käme? Und wie stellen Sie sich das vor?«

»Ich habe jemand, aber Sie werden verstehen, daß ich seinen Namen vorerst noch für mich behalte. Es handelt sich um einen jungen Offizier der Raumflotte, der bei einem der letzten Flüge Rhodans nach >Wanderer< dabei war. Also einen

Augenzeugen, wenn Sie so wollen. Er kennt die Position des geheimnisvollen Planeten, und er wird sie uns verraten.«

»Ich habe mehrere Raumschiffe, Duval, die zwischen Kali-sto und der Erde Dienst tun, aber keins dieser Schiffe ist in der Lage, das Sonnensystem zu verlassen. Meinen Informationen nach aber ist dieser künstliche Planet mehr als anderthalbtausend Lichtjahre von der Erde entfernt.«

»Wenn ich einen Offizier der Raumflotte meine, dann meine ich natürlich auch sein Schiff. Er ist Kommandant einer Gazelle.«

»Gazelle? Ein Diskus mit einem Durchmesser von 30 Metern?« Garcia schnaubte verächtlich. »Damit wollen sie >Wanderer< finden?«

»Es gibt kein geeigneteres Schiff für unsere Zwecke. Lassen Sie das meine Sorge sein. Wichtig ist, daß Sie die Weichen stellen, die für die weiteren Vorbereitungen unerlässlich sind. Rhodan weilt zur Zeit nicht auf der Erde, aber seine Geheimdienste arbeiten weiter. Man wird uns sehr schnell aufspüren, wenn wir nicht vorsichtig sind. Und vor allen Dingen: außer uns fünf darf niemand etwas erfahren.«

Garcia nickte Barbara zu.

»Es bleibt bei Ihrem Versprechen?« Als sie zögernd bestätigte, fuhr er fort, wieder zu den Männern gewandt: »Ich bin Ihr Mann. Ich stelle mein Schloß im Dschungel zur Verfügung - auch meine Silberminen auf Kalisto, wenn Sie wollen. Bringen Sie nur ein raumtüchtiges Schiff und einen Piloten, der die Position des Jungbrunnens kennt. Sie haben mich an der richtigen Stelle gepackt. Wer möchte schon sterben?«

Er erhob sich und zögerte an der Tür, als erwarte er, daß man ihn zurückhielt. Als das nicht geschah, öffnete er die Tür. Im Hinausgehen sagte er noch:

»Ich sehe Sie heute ja noch beim Abschiedessen.«

Die Tür schloß sich.

Ronald Börsinger seufzte und griff nach dem Glas.

»Ein eiskalter Rechner, würde ich sagen. Aber als Verbündeter zuverlässig. Es ist gut, daß wir ihn auf unserer Seite haben. Er wird seinen Silberpreis vergessen. Jetzt geht es um mehr. Homer G. Adams wird sich wundern.«

»Er wird sich den Kopf zerbrechen, was die Wandlung verursachte«, befürchtete Duval. »Ich kenne Adams. Er wird versuchen, es herauszufinden. Er muß den Preis kennen, um Garcia in Zukunft richtig einzuschätzen.«

»Ich mag ihn nicht«, sagte Barbara ruhig. »Er hat den Blick einer Schlange, die sich auf ihr Opfer stürzen will.«

»Sie haben die Situation gerettet«, stellte Börsinger sachlich fest. »Ohne Sie hätten wir mehr Zeit vergeudet. Sie müssen einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht haben.«

Mabel Rushton atmete tief ein.

»Es wird wohl unnötig geworden sein, daß ich Adams kennenlernen. Das war meine eigentliche Absicht gewesen.«

Börsinger lächelte.

»Ich weiß, Madam. Aber ich glaube, Sie haben nun bessere Trümpfe in der Hand. Duval, der nächste Schritt liegt bei Ihnen. Was schlagen Sie vor?«

Der Franzose sah von einem zum anderen.

»Ich weiß es noch nicht genau. Ich schlage vor, Sie kehren alle zu Ihren Wohnsitzen zurück, als wäre nichts geschehen. Börsinger wird mir den Auftrag erteilen, in seinem Namen einige Leute in Terrania zu besuchen, um neue Aufträge zu erhalten. Bei der Gelegenheit sehe ich mich dort um und versuche, einen alten Freund aufzustöbern. Er kann mir weiterhelfen. Mabel und Barbara Rushton reisen inzwischen nach Südfrankreich und erwarten mich in meiner Villa am Meer. Ein Urlaub wird uns guttun. Mit Garcia rede ich noch. Er muß ein Versteck vorbereiten, denn eines Tages werden wir spurlos verschwinden müssen. So hat jeder seine Aufgabe.«

Wenn er sie gewissenhaft erfüllt, kann eigentlich nichts schiefgehen.«

»Was ist meine Aufgabe?« fragte Mabel. »Habe ich eine erhalten?«

»Von Natur aus, ja«, sagte Duval etwas spöttisch. »Sie sind Barbaras Mutter. Und ohne Barbara stünden Sie wahrscheinlich heute noch allein da mit ihrer verrückten Idee, >Wanderer< zu finden. Ich tue es für Barbara, nicht für mich. Und Garcia tut es für sich und Barbara. Alle anderen tun es nur für sich. Das sind die feinen Unterschiede.«

»Irrtum!« Börsinger sah auf einmal ganz anders aus. Sein Mund hatte sich verzogen und wirkte brutal. In seinen Augen blitzte es entschlossen auf. »Ich tue es auch für die anderen Menschen, aber sie werden teuer dafür bezahlen müssen. Daß sie, Duval, es für Barbara Rushton tun, ist Ihre Angelegenheit. Aber ich bin gespannt, wie Sie sich eines Tages in dieser Hinsicht mit Garcia einigen werden.«

»Warum halten wir uns gegenseitig unsere Motive vor?« Duval schien unangenehm berührt. »Ich gebe zu, Barbara als Lockvogel benutzt zu haben, aber das ändert nichts an meinem Verhältnis zu ihr. Garcia kann daran auch nichts ändern. Er wird mit der Zeldusche zufrieden sein müssen.«

»Hoffentlich ist er das.«

Mabel schwieg verbissen. Duvals Bemerkung hatte sie hart getroffen, und sie beschloß, es ihm bei Gelegenheit heimzuzahlen. Später, wenn alles vorbei war. Noch war er nicht ihr Schwiegersohn. Und selbst dann, wenn er es werden würde, blieb die Schuld ungesühnt. Niemand beleidigte Mabel Rushton, ohne teuer dafür zu bezahlen. Duval erhob sich.

»Wir sollten uns stärken und dann zu den anderen zurückkehren. Die Entwicklung verspricht interessant zu werden.«

Börsinger nickte und blieb sitzen.

»Ich halte Sie nicht auf. Gehen Sie nur. Ich kehre nach Ruhrstadt zurück, wo ich Sie in den nächsten Tagen erwarte, Duval. Ihnen, meine Damen, wünsche ich einen angenehmen Aufenthalt an der Riviera. Wenn wir uns das nächste Mal sehen, wissen wir mehr.«

Als sie gegangen waren und Börsinger allein war, nahm er den schmalen, flachen Kasten aus der Brusttasche und betrachtete ihn fast liebevoll. Dann schaltete er das elektronische Notizbuch aus und schob es in die Tasche zurück.

Auf der Rückfahrt würde er sich alles noch einmal genau anhören, was in Rio gesprochen worden war.

Seine Absichten würde das nicht ändern, vielleicht aber seine Taktik.

4.

Noch vor sechs Jahrzehnten waren hier nichts als Wüste, kahle Gebirge und ein nahezu unbekannter Salzsee gewesen. Dann hatte es der Zufall gewollt, daß die erste Mondrakete, von Perry Rhodan gesteuert, in dieser Wüste notlandete. Ihre Rückkehr hatte nicht nur die Wüste, sondern auch die Welt verändert. Eine neue Epoche der Menschheitsgeschichte war angebrochen. Viele nannten es das kosmische Zeitalter.

Die außerirdische Rasse der Arkoniden war der Menschheit um Jahrtausende voraus, aber sie war degeneriert und ohne Lebenswillen. Rhodan war geschickt genug, das auszunutzen. Er hatte den arkonidischen Wissenschaftler Crest gerettet, der mit seinem Schiff hilflos auf dem Mond lag. Als Dank erhielt er die unvorstellbaren Kenntnisse der Arkoniden. In einem halben Jahrhundert übersprang die Menschheit tausend Jahre.

In der Wüste Gobi entstand Terrania, die neue Hauptstadt der Erde. Der Mars, die Venus und die Monde des Jupiter wurden besiedelt, der Vorstoß in den interstellaren Raum brachte die Begegnung mit anderen Intelligenzen und Dutzende von Kolonialplaneten. Das Solare Imperium wurde gegründet, und Rhodan wurde sein Administrator. Die Weltregierung wurde zur Tatsache.

Terrania war die größte Stadt der Erde. Sie war nach einem bestimmten Schema geplant und errichtet worden. Es gab rollende Bürgersteige, unterirdische Bahnen und Flugtaxis. Am Rande der Stadt lag der Raumflughafen, ebenfalls der größte der Welt. Von hier aus starteten die Expeditionen zu den fernen Sternen, die erst durch den Antrieb der Arkoniden möglich geworden waren. In Transitionen durch den Hyperraum legten die Kugelraumer Hunderte von Lichtjahren zurück.

Das Personal dieser Raumschiffe, deren Werften auf dem Mond standen, wurde tausendfach gesiebt. Von hundert Männern, die sich bei der Raumflotte bewarben, erreichte nur einer sein Ziel - wenn er Glück hatte und über die entsprechenden Eigenschaften verfügte. Sie wurden auf den

Akademien ausgebildet und begannen als einfache Kadetten ihren Dienst. Wenn sie sich bewährten, konnten sie zum Offizier aufsteigen. Männer, die die lindgrüne Uniform der Raumflotte trugen, galten als absolut zuverlässig.

Mit heulenden Triebwerken senkte sich eine Kugel aus dem blauen Himmel auf Terrania herab und landete dann fast schwerelos am Rande des riesigen Raumfeldes. Das Schiff hatte einen Durchmesser von sechzig Metern. Neben einem unterirdischen Hangar öffnete sich eine Bodenschleuse. Eine Liftplatte brachte drei Männer an die Oberfläche. Sie trugen alle die Uniform der Raumflotte, und einer war ein Offizier.

»So einen Vogel möchte ich fliegen«, sagte er und deutete auf den Giganten. »Doppelt so groß wie unsere Gazelle, und einen Aktionsradius, sage ich euch ... einfach fantastisch!«

Leutnant Thor Mangold war Kommandant eines Fernaufklärers, einer Gazelle. Sie wurden nur selten eingesetzt und wenn, dann meist nur als Begleitschutz der größeren Expeditionsschiffe. Für einen so tatendurstigen Mann wie Thor Mangold war das natürlich zuwenig. Er sehnte sich nach Abenteuern und nach Auszeichnungen.

Die beiden Männer neben ihm betrachteten noch eine Weile den Kugelraumer, dann meinte der eine:

»Mit gefällt unser Kahn, Leutnant. Tagsüber halten wir uns in seiner Nähe auf, um jederzeit einsatzbereit zu sein, und die Abende und Nächte gehören uns. Terrania ist zwar kein billiges Pflaster, aber auch kein langweiliges.«

Mangold klopfte ihm auf die Schulter.

»Richtig gesprochen, Doc Ham. Wir sollten zufrieden sein. Aber Sie kennen mich ja. Wenn man uns eines Tages in die Hölle schickt, wird es meine Schuld sein. Ich will versuchen, mich zu bessern.«

Dr. Phil Hamburg war der Bordarzt der Gazelle. Nebenbei erledigte er auch noch die Aufgaben eines Biologen, Mineralogen und Chemikers. Wie Mangold war er etwa dreißig Jahre alt und stand seit zehn Jahren im Dienst der Flotte Ter-ras.

Der Dritte im Bunde war der Zweite Offizier und Navigator Sergeant Jerry Lancaster. Er wirkte etwas älter, weil sein Haar nur noch ganz dünn war und sein Bauch den unwiderstehlichen Drang zeigte, sich ständig zu vergrößern. Die Abzeichen an seinem rechten Arm zeigten, daß er schon mehr als dreißig Fernflüge hinter sich gebracht hatte.

»Mir täte ein bißchen Abwechslung mal ganz gut«, knurrte er und streichelte seinen Bauch. »Hier wird man alt, faul und fett.«

Mangold lachte. Er sah auf die Uhr.

»Dienst beendet, meine Herren. Sehen wir uns heute noch?«

»Ich gehe früh schlafen, Chef«, sagte Doc Ham, wie der Mediziner allgemein genannt wurde. »Die gestrige Nacht liegt mir noch in den Knochen. Ich bin auch nicht mehr der jüngste.«

»Hab' eine Verabredung mit einer hübschen Blondin«, gab Lancaster bekannt und grinste. »Warum der mein Bauch gefällt, möchte ich auch mal wissen.«

»Die Geschmäcker sind verschieden«, eröffnete ihm Mangold und zog den Rock zurecht. »Also dann ... bis morgen. Pünktlich um acht, meine Herren. Schätze, wir machen dann einen kleinen Flug. Einmal um die Erde. Unser Kahn wurde überholt und muß eingeflogen werden. Sehen wir uns den alten Planeten mal wieder an.«

»Bloß um die Erde?« maulte Lancaster enttäuscht. »Man hätte uns wenigstens einen Probeflug zum Mond genehmigen können. Soviel Saft brauchen wir da doch auch nicht.«

»Die Genehmigung wurde noch nicht erteilt, Lancy. Vielleicht wird es ein Flug zum Mond mit Kleinstransition. Abwarten.«

Lancasters Gesicht hellte sich auf.

»Bis morgen. Das muß ich meiner Kleinen erzählen. Die wird Augen machen!«

Weg war er.

Doc Ham sah hinter ihm her.

»Der wird auch noch einmal den Hals vollkriegen, schätzt ich. Soll doch froh sein, daß wir ruhige Zeiten haben.

Kommen Sie mit, Chef?«

»Ein Stück schon.« Er griff in die Tasche und knisterte dort mit einem Stück Papier. »Habe einen Brief erhalten. Muß noch ins >Atlantik<, wo ein alter Bekannter von mir abgestiegen ist. Habe ihn seit Jahren nicht gesehen.

Bin gespannt, was er von mir will. Soll ein hohes Tier in der Wirtschaft geworden sein.«

»So...«, machte Doc Ham und setzte sich in Bewegung. »Na, dann viel Spaß heute abend. Wird spät werden, was?«

»Keine Ahnung.« Mangold war plötzlich sehr einsilbig geworden. Auf dem Flug in die Stadt beantwortete er nur noch einige Fragen, hüllte sich aber sonst in Schweigen, bis Doc Ham es aufgab. Die Verabschiedung fiel ziemlich kurz aus.

Als Mangold allein war, atmete er auf.

Er nahm den Rollsteg, der ihn ohne Aufenthalt direkt bis vor das Hotel brachte, in dem Jacques Duval abgestiegen war. Unterwegs nahm er noch einmal den Brief aus der Tasche und überflog die wenigen Zeilen: Hallo Heber Mangold,

wir haben uns lange nicht mehr gesehen, und es ist viel Zeit vergangen, seit wir zusammen die Bank der Akademie drückten. Sie hatten damals mehr Glück als ich. Ihre Adresse verdanke ich einem alten Freund von mir, der in Terrania einen höheren Posten bekleidet. Wenn Sie Lust haben, lade ich Sie heute zum Abendessen ein. Ich wohne im >Atlantik<. Erwarte Sie gegen sieben.

Herzlichst, Ihr Jacques Duval

Mangold konnte sich nur noch schwach an Duval erinnern, aber er hatte von ihm gehört. Wirtschaftsmanager oder so ähnlich nannte er sich heute. Immerhin ein Mann mit Beziehungen. Ohne Grund kümmerte sich der nicht um einen kleinen Offizier, der nichts als der Kommandant einer Gazelle war. Dieser Grund interessierte

Mangold, deshalb betrat er jetzt auch zielbewußt das erstrangige Hotel. Obwohl Mangold keinen schlechten Sold bezog, hätte er es sich nie leisten können, hier auch nur für eine Nacht abzusteigen.

Er rückte die Uniform zurecht und näherte sich etwas befangen dem Portier, um sich nach Monsieur Duval zu erkundigen. Zu seiner Überraschung war der Portier außerordentlich höflich.

»Sie müssen Leutnant Mangold sein, mein Herr. Monsieur Duval erwartet Sie bereits auf seinem Zimmer. Der Boy wird Sie hinaufbringen.«

Duval wohnte im zweiundzwanzigsten Stock.

Er stand auf, als Mangold eintrat und ging ihm mit ausgestreckten Armen entgegen. Herzlich schüttelte er beide Hände seines Besuchers.

»Welche Freude, Mangold! Sie haben sich kaum verändert.«

Mangold versuchte, seine Verwirrung zu überwinden.

»Ich freue mich auch, Monsieur Duval. Es ist so lange her...«

»Lassen wir die Förmlichkeiten, Mangold. Ich bin immer noch Duval für Sie. Setzen Sie sich. Was trinken wir? Whisky, wie früher ...?«

»Wie früher«, lächelte Mangold und ließ sich in den bequemen Sessel sinken, der sich sofort seinen Körperperformen anpaßte. »Mein Gott, ist das lange her. Zehn Jahre... nein, zwölf.«

»Dreizehn! Meine Ausbildung war gerade beendet, und ich fiel bei der Prüfung durch. Sie kamen gerade an, als Anwärter. Sie haben es geschafft.«

»Sie doch auch.« Mangold deutete auf das Zimmer. »Könnten Sie sich das leisten, wenn Sie es nicht geschafft hätten?«

Duval lächelte geschmeichelt.

»Zugegeben, ich verdiente eine Menge Geld, aber eigentlich wollte ich Offizier werden. Ich wollte fremde Planeten entdecken und Abenteuer erleben. So wurde ich nur Manager.«

»Es scheint sich zu lohnen.« Mangold nahm das Glas und hielt es Duval entgegen. »Auf unser Zusammentreffen, Duval.«

Sie tranken. Als die Gläser wieder auf dem Tisch standen, berichtete Duval aus seinem Leben. Er verstand es geschickt, immer wieder durch Fragen Mangold dazu herauszufordern, aus seinem eigenen zu erzählen. So war es auch kein Wunder, daß Duval sehr bald wußte, wo seinen »Freund« der Schuh drückte. Das also war der Punkt, wo er einhaken mußte.

»Ziemlich langweilig, das gebe ich zu. Aber immerhin haben Sie doch die Chance, eines Tages wieder eingesetzt zu werden. Eigentlich schade, daß Sie bei der Raumflotte sind. Ich könnte einen Piloten wie Sie gebrauchen. Sie würden sich dann bald beschweren, weil Sie die Erde nur noch selten zu sehen bekämen.«

»Kaum.« Mangold lachte und ergriff das inzwischen nachgefüllte Glas. »Ich hasse nichts mehr als die Untätigkeit, das ewige Warten auf den Einsatz. Meinen Leuten geht es ähnlich.«

»Wie groß ist die Besatzung so einer Gazelle?«

»Mit mir fünf Mann. Es können auch mehr sein, aber nie weniger.«

»Recht wenig für so ein kleines Schiff.«

»Es ist alles vollautomatisiert, Duval. Der Navigator stellt den Kurs ein, der im positronischen Bordgehirn gespeichert ist. Alles andere erledigt die Automatik allein, sogar die Transitionen und die Landung, wenn es sein muß.«

»Aha, der Kurs ist gespeichert? Ist das möglich?«

»Im Rechner ist jede Strecke festgehalten, die das Schiff schon einmal zurückgelegt hat, selbst dann, wenn es sich nur im Hangar eines der großen Kugelraumer befand. In meiner Gazelle sind mehr als zweihundert verschiedene Kurse gespeichert.«

»Bemerkenswert. Und es liegt an Ihnen, den Kurs zu bestimmen, den Ihr Schiff nehmen soll?«

»Natürlich. Der Kommandant allein kennt den Schlüssel. Sobald ich vom Flottenkommando das Stichwort erhalte, wende ich den Schlüssel an und gebe dem Positronengehirn das entsprechende Kommando. Aber das ist kein Geheimnis. Ich wundere mich, daß Sie das nicht wissen.«

Duval lächelte.

»Ich habe seit damals viel vergessen, und heute habe ich

für solche Dinge kaum noch Zeit, obwohl sie mich sehr interessieren. Mein Freund im Wirtschaftsministerium verriet mir sogar, daß Sie einer der wenigen Glücklichen sind, die den geheimnisvollen Planeten >Wanderer< gesehen haben.«

Mangold kniff die Augen zusammen.

»Ihr Freund ist sehr gut unterrichtet, Duval. Das wundert mich.«

»Er hat so seine Beziehungen«, wischte Duval aus. »Wieso, darf das niemand wissen?« Mangold trank erneut von dem Whisky. »Es ist kein ausgesprochenes Geheimnis, aber ich wundere mich trotzdem. Das Zeug ist aber gut.« Er schob Duval sein Glas hin, der es wieder füllte. Er goß sich selbst auch ein wenig nach. »Bleiben Sie lange in Terrania?«

Duval zuckte mit den Achseln. Er setzte sich zurecht und war dabei etwas ungeschickt. Aus seiner Rocktasche flatterte eine Fotografie auf den Boden. Mangold war schneller als er. Er bückte sich und hob sie auf. Dabei warf er einen Blick auf das Bild. Es zeigte Barbara Rushton in ihrem bemerkenswerten Bikini. Sie saß auf der gläsernen Wand des Schwimmbeckens in Florida, die Beine weit von sich gestreckt und den Oberkörper der Sonne entgegengereckt. Das brachte ihre Figur voll zur Geltung. Die langen Blondhaare gingen ihr bis auf die Schulter.

Mangold starnte wie gebannt auf das Foto. Barbara sah aus wie zwanzig. Mangold hatte noch nie in seinem

Leben ein so hübsches Mädchen gesehen.

»Gefällt sie Ihnen?«

Mangold sah auf und begegnete Duvals Lächeln.

»Wer ist das? Ihre ... Ihre Braut oder Frau?«

»Ich bin weder verlobt noch verheiratet, Mangold. Eine Bekannte von mir. Sie werden ihren Namen kennen - Barbara Rushton.«

»Die Millionärin?« Etwas wie Enttäuschung klang in Mangolds Stimme mit. »Ich hätte es mir denken können. Eine gewöhnliche Sterbliche kann niemals so schön sein.«

»In Wirklichkeit ist sie noch hübscher«, sagte Duval und nahm das Foto wieder an sich. Er legte es so auf den Tisch,

daß Mangold es immer wieder ansehen konnte. »Ich arbeite geschäftlich mit ihr zusammen. Sie verbringt gerade zusammen mit ihrer Mutter ihren Urlaub an der Riviera. Ich habe dort einen sehr netten Wohnsitz, direkt am Meer.«

»Wie stehen Sie zu ihr, Duval?«

»Oh, wir sind gute Freunde, das ist alles. Barbara hat etwas gegen Männer. Oder sie hat den richtigen noch nicht gefunden. Sie ist etwas - nun, sagen wir exzentrisch. Sie bildet sich einen Helden ein. Und ein Held ist bei ihr jeder, der mindestens bis zum Pluto gewesen ist. Etwas raumverrückt, würde ich sagen.«

Mangold starnte wieder auf das Bild.

»Was für eine Frau! Ich gäbe mein halbes Leben dafür, sie kennenzulernen.«

Duval lachte.

»Vielleicht wären Sie der Held, auf den sie wartet, Mangold.«

Es klang scherhaft, aber es saß.

Mangold leerte das ganze Glas und setzte es hart auf den Tisch zurück. Seine Hände zitterten, als er das Foto nahm. Er betrachtete es und in seinen Augen blitzte es hungrig auf. Als er das Bild auf den Tisch zurücklegte, fragte er heiser:

»Was wollen Sie für das Bild haben, Duval?«

Achtlos schob Duval es ihm hin.

»Lieber Freund, wenn Sie es haben wollen, nehmen Sie es. Ich werde Barbara erzählen, daß sie einen neuen Verehrer gefunden hat - einen, der den Pluto schon mindestens zwanzigmal gesehen hat. Vielleicht imponiert ihr das.«

»Danke, Duval.« Mangold nahm das Foto, warf noch einen Blick darauf und ließ es dann hastig in seiner Tasche verschwinden. »Ein Traum, nichts als ein verrückter Traum. Nie im Leben werde ich sie kennenzulernen, das ist unmöglich. Was bin ich schon? Ein kleiner Kommandant, mehr nicht. Ich könnte ihr nichts bieten. Überhaupt nichts.«

Duvals Gesicht war plötzlich ganz ernst.

»Sagen Sie das nicht, Mangold. Barbara hält nichts von Männern mit Geld. Sie lernt aber nur solche kennen. Ich glaube, Sie würden ihr sogar gefallen. Menschenskind, machen Sie doch Urlaub und fahren Sie mit mir. Sie können mit ihr unter einem Dach wohnen und den ganzen Tag mit ihr im Meer baden. Eine bessere Gelegenheit werden Sie nie mehr haben. Es ist purer Zufall, daß ich gerade jetzt hier bin, wo sie bei mir ihren Urlaub verbringt. Los, entschließen Sie sich. Kommen Sie mit. Ich fliege morgen zurück. Begleiten Sie mich.«

Mangold zuckte zusammen. Urlaub ...! Natürlich konnte er kurzfristig Urlaub einreichen, und er würde ihn auch bewilligt erhalten. Mindestens acht Tage. Sergeant Lancaster würde solange das Kommando über die Gazelle übernehmen, die auch mit vier Mann Besatzung einsatzbereit war. In acht Tagen war er zurück. In diesen acht Tagen aber...

Seine tastenden Finger fanden das Foto. Sie glitten darüber hinweg, als könnten sie Barbaras Umrisse fühlen. Er sah sie wieder vor sich, die blonden Haare, den feingeschwungenen Mund, die strahlenden Augen, den Hals, den schlanken Körper, die braune Haut, die langen, wohlgeformten Beine ...

»Ich will es versuchen, Duval. Aber... eine Frage: Warum tun Sie das alles? Sicher nicht aus purer Freundschaft, nicht wahr? Auch Sie müssen ein Interesse an dieser Frau haben, sonst würden Sie nicht ihr Bild bei sich tragen. Niemand könnte einer solchen Frau widerstehen, auch Sie nicht.«

»Glauben Sie nur nicht, daß ich es nicht versucht hätte, mehr als ein guter Freund für sie zu sein. Sie hat mich abgewiesen. Ich bin ihr zu normal - und ich war noch nie weiter als bis zum Mars. Keine Chance also. Sie sehen, ich bin durchaus nicht selbstlos, wenn ich Ihnen die Möglichkeit biete, sie kennenzulernen. Ich verliere nichts, sondern kann mein freundschaftliches Verhältnis zu ihr nur festigen.«

Das sah Mangold ein. Er erhob sich schwankend.

»Ich habe zuviel getrunken, Duval. Entschuldigen Sie....«

»Bleiben Sie. Wir werden uns etwas zum Essen aufs Zimmer kommen lassen. Heute ist es ohnehin zu spät für Sie, den Urlaub einzureichen. Sie werden doch einreichen, oder...?«

»Natürlich werde ich!« sagte Mangold fest entschlossen.

Als er neun Tage später nach Terrania zurückkehrte und seinen Dienst antrat, war er nicht mehr der alte Leutnant Thor Mangold.

Doc Ham bemerkte den Unterschied sofort, als er ihm in der Kommandozentrale der Gazelle begegnete, die unter Sergeant Lancaster ihren Probeflug glänzend bestanden hatte.

»Was ist denn nur mit Ihnen los, Chef? Da machen Sie Urlaub an der herrlichen Riviera, und nun laufen Sie herum, als träumten Sie. Wohl nicht ausgeschlafen, was?«

»Ja, ich träume«, murmelte Mangold und lehnte mit halb geschlossenen Augen gegen die Kontrollen. »Ich träume noch immer. Seit acht Tagen tue ich nichts anderes. Ich träume...«

»Ist sie wenigstens hübsch?« erkundigte sich Doc Ham mit einem hämischen Grinsen. »Und dafür fahren Sie an die Riviera?«

Mangold zog Barbaras Foto aus der Tasche und hielt es dem Arzt wortlos hin. Doc Ham sah es und stieß einen bewundernden Pfiff aus.

»Donnerwetter, Chef! Das hätte ich Ihnen aber nicht zugetraut. Die ist wirklich wie ein Traum. So etwas gibt es doch gar nicht! Tolle Puppe, das muß ich sagen. Drüben kennengelernt?«

Mangold nickte stumm.

»Allerhand! Mann, so reden Sie doch endlich! Wie ist sie denn? Wo haben Sie die denn aufgetrieben? Kleines Abenteuer, was?«

Endlich sprach Mangold. Er sagte:

»Sie ist meine Verlobte.«

Doc Ham verschlug es die Sprache.

»Was? Ihre Verlobte? Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie sich verlobt haben? Du lieber Himmel, so ein Dummkopf... oh, verzeihen Sie, Chef. Und was wird aus uns? Was wird aus der Gazelle? Sie wissen doch, daß eine Heirat uns trennen würde. Nur ein lediger Offizier darf den Fernaufklärer kommandieren. Nein, die Ungerechtigkeit...«

»Wir bleiben trotzdem zusammen, Doc.«

Der Arzt starzte ihn ungläubig an.

»Was?«

»Wir bleiben zusammen, Doc. Ich finde schon eine Lösung, ganz bestimmt, ich finde eine. Mir ist noch immer etwas eingefallen.«

»Diesmal aber nicht. Es gibt keine Ausnahmen in der Flotte.«

»Warten Sie's ab. Sagen Sie den anderen noch nichts.« Mangold schob das Foto, das sein Leben so verändern sollte, wieder in die Tasche. »Sagen Sie nichts. Ich muß noch über alles nachdenken, hören Sie? Ich bin in meiner Kabine, wenn etwas ist. Ich muß allein sein.«

Ohne Antwort abzuwarten, verschwand er durch die Bodenluke und in Richtung der Mannschaftsräume. Er hatte wirklich allen Grund, allein sein zu wollen. Was in der vergangenen Woche auf ihn eingestürmt war, war wirklich zuviel gewesen. So schnell konnte man das nicht verdauen. Sein Urlaub war bewilligt worden.

Zusammen mit Duval war er in dessen Privatclipper nach Südfrankreich geflogen, und dann stand er zum erstenmal jenem zauberhaften Mädchen gegenüber, in das er sich verliebt hatte, ehe er es kannte. Barbara war in Wirklichkeit noch hübscher als auf dem Foto.

Es waren wunderbare Tage geworden. Duval hatte sich bereits am zweiten Tag wieder verabschieden müssen. Er war nach Südamerika geflogen. Zu einer geschäftlichen Besprechung, wie er sagte. Mangold vermißte ihn nicht. Er vermißte auch Barbaras Mutter nicht, die sich stets in taktvoller Entfernung hielt und die beiden jungen Menschen viel allein ließ.

Es war Mangold unmöglich gewesen, seine ungestüme Zuneigung länger als drei Tage zu verbergen, dann gestand er Barbara seine Liebe. Sie lachte ihn nicht aus, aber sie gewährte ihm auch nicht die geringste Vertraulichkeit. Sie ließ alles offen.

Aber sie wies ihn auch nicht ab.

Mangold fuhr mit ihr im Motorboot Duvals weit aufs Meer hinaus, wo sie ganz allein waren. Dort erzählte er ihr von seinen Flügen, die zu fremden Sonnensystemen führten. Er berichtete von den merkwürdigen Welten, die er betreten hatte und von den seltsamen Wesen, denen er dort begegnet war.

Sie lag auf dem Sonnendeck und lauschte mit geschlossenen Augen. In ihrem Gesicht spiegelte sich die Sehnsucht wieder, die er in ihr weckte. Sie war wirklich, wie Duval gesagt hatte, rau und verrückt.

In diesen Stunden hätte Mangold alles getan, um ihre Zuneigung zu erringen, aber er wagte es einfach nicht, die von ihr festgelegte Grenze zu überschreiten. Vielleicht würde er damit alles verderben.

Immerhin hatte er am fünften Abend, als das Ende des Urlaubs in bedrohliche Nähe rückte, den Mut, an ihre Zimmertür zu klopfen. Es war schon spät, und Mabel Rushton war längst schlafen gegangen. Barbara öffnete die Tür. Sie trug nur ein langes, durchsichtiges Nachtwand, durch das der Schein der Zimmerlampe hindurchdrang.

»Ich dachte, es wäre meine Mutter«, hauchte sie erschrocken.

»Verzeihen Sie, Barbara, ich muß Sie sprechen. Darf ich...?«

Er ging an ihr vorbei. Sie schloß die Tür.

»Es ist spät, Thor. Sehr spät. Was soll meine Mutter denken ...?«

»Barbara, ich liebe Sie, Sie wissen das. Ich muß in zwei Tagen wieder zurück nach Terrania. Darf ich mir denn nicht die geringste Hoffnung machen, Sie jemals wiederzusehen?«

»Warum sollten wir uns nicht wiedersehen?« Sie setzte sich ihm gegenüber und schlug die Beine übereinander. Mangold spürte, wie sein Herz schneller schlug und alles Blut zum Kopf drängte. Er konnte sich kaum noch beherrschen. »Sie dürfen mich in Florida besuchen, Thor. Dort ist es genauso schön wie hier.«

»Nicht so, Barbara. Ich bin nur ein kleiner Offizier, mehr nicht. Ich habe auch kein Geld. Aber ich liebe Sie. Ich kann ohne Sie nicht mehr leben. Was soll ich denn tun? Geben Sie mir doch einen Rat, wenn Sie etwas für mich empfinden.«

Sie lächelte.

»Ich empfinde sehr viel für Sie, Thor. Mehr als Sie vielleicht ahnen. Aber ich habe mich noch nie im Leben verliebt, weil ich keine Zeit dazu hatte. Die meisten Männer wollten nur mein Geld, und sie waren nie geschickt genug, das zu verbergen. Mich wollten sie als angenehme Beigabe, mehr nicht. Wenn einer reicher war als ich, gefiel er mir nicht.«

Mangold sah sie an. Sie war aufreizend schön. Sein Herz klopfte wie wild.

»Sie würden also nur einem Mann trauen, der reicher wäre als Sie?«

»Nicht unbedingt, aber zumindest müßte er mir etwas bieten können, was ich mir mit meinem ganzen Geld nicht kaufen kann. Dann wüßte ich, daß nicht ich ihn, sondern er mir etwas gibt.«

Er sah an ihr vorbei. Im Hintergrund des Zimmers stand das Bett. Es war durch einen Vorhang abgeteilt, der jedoch jetzt geöffnet war. Es sah so aus, als hätte Barbara bereits im Bett gelegen, als er klopfte.

»Ich kann Ihnen außer meiner Liebe nichts bieten, Barbara.«

Sie fing seinen Blick auf und lächelte. »Doch, Sie könnten, wenn Sie wollten. Bringen Sie mir ein raumtüchtiges Schiff, Ihr Schiff, Thor. Dann gehöre ich Ihnen.«

Er starrte sie an. Fahle Blässe überzog sein Gesicht, und seine Hände zitterten, als er sich eine Zigarette nahm.

»Die Gazelle ...? Barbara, Sie wissen nicht, was Sie da sagen. Es ist unmöglich ...«

»In alten Zeiten töteten die Ritter Drachen, um die Gunst ihrer Angebeteten zu erringen. Andere vollbrachten unglaubliche Heldentaten und setzten ihr Leben ein. Es gab sogar welche, die stahlen aus Liebe. Und Sie behaupten, mich zu lieben? Ist es so schwer, mit Ihrem Schiff zu mir zu kommen?«

»Es ist unmöglich«, wiederholte er. »Sie kennen die Vorschriften nicht. Jeder Start muß befohlen und genehmigt sein, da sonst kein Schiff durch die Sperre kommt. Ein Schiff der Raumflotte zu stehlen wäre heller Wahnsinn, aber selbst eins auszuleihen, um eine Spazierfahrt in den Raum damit zu unternehmen, wäre ein todeswürdiges Verbrechen. Das können Sie doch nicht im Ernst von mir verlangen.«

»Sie verlangen auch etwas von mir.« Ihr Blick streifte wie zufällig das Bett. »Sie bekommen es, Thor. Sie müssen mir nur die Gazelle bringen. So, und nun gehen Sie, bitte. Ich bin müde und möchte mich hinlegen.« Sie stand auf, ging zur Tür und öffnete sie.

Mangold stand auf und ging an ihr vorbei. Draußen auf dem Gang blieb er stehen.

»Barbara...«

»Kein Wort mehr, Thor. Sie kennen meine Bedingung. Denken Sie darüber nach. Morgen fahren wir zum kleinen Felseneiland - es ist unser letzter Tag. Nachmittags wird Duval zurückkommen, und übermorgen fliegen Sie nach Terrania. Auf der Insel morgen können Sie mir Ihre Antwort mitteilen.«

Die Tür schloß sich.

Mangold wußte nicht mehr, wie er in sein Zimmer gekommen war. Er war noch hinunter zur Bar gegangen und hatte sich eine Flasche Whisky geholt. Bis er in seinem Zimmer war, hatte er sie halb geleert. Als er endlich schlief, war kein Whisky mehr vorhanden.

Am anderen Tag tat Barbara, als sei nichts geschehen. Sie nahmen das Boot und fuhren zu der Insel. Es gab nur eine Landestelle, und sie waren allein. Sie zogen das schwere Boot auf den flachen Strand und liefen hinauf auf den Gipfel des kleinen Hügels, von wo aus man eine wunderbare Aussicht hatte. Duvals Villa am Ufer des Festlandes war deutlich zu erkennen.

Barbara warf das Sonnenhemd in das kurze, ausgedörrte Gras und legte sich hin. Sie streckte sich wohl in der warmen Sonne. Mangold beobachtete das Spiel ihrer Beinmuskeln und spürte plötzlich wieder die Schwäche in den Knien. Schnell setzte er sich auf einen Stein und sah hinab aufs Meer.

»Nun?« fragte Barbara und verschränkte die Arme unter dem Blondhaar. »Haben Sie eine Entscheidung getroffen?«

»Ich habe darüber nachgedacht, Barbara. Sie wissen, daß ich meine Karriere ruiniere, wenn ich das tue, was Sie von mir verlangen. Ich bin erledigt, und man wird mich suchen, bis man mich gefunden hat. Sie werden mir dann auch nicht helfen können.«

»Man wird Sie nicht finden, Thor. Wenigstens nicht auf der Erde.«

»Ich werde zum Verräter ...«

»An wem? An Rhodan? An Ihren Kameraden? Thor, machen Sie sich doch nicht lächerlich. Rhodan macht der Verlust eines einzigen Schiffes nichts aus. Und Ihre Kameraden? Sie kommen doch mit Ihnen, Thor. Zu einem Schiff gehört eine Mannschaft. Sie erhalten Geld genug, um ihre Identität wechseln und nach eigenem Ermessen leben zu können. Wenn sie wollen, können sie auch weiter an Bord bleiben. Mir geht es um ein einsatzbereites Raumschiff.«

»Und was ist mit mir?« Mangolds Stimme war plötzlich heiser. Sein Hals schien ausgetrocknet zu sein. »Um mich geht es Ihnen nicht?«

Ihr Lächeln war verlockend und vielversprechend. »Ich habe Ihnen ein Versprechen gegeben und werde es halten. Nun liegt es bei Ihnen, die Voraussetzungen zu schaffen. Wenn Sie zusagen, Thor, wenn Sie zusagen ...« Nachmittags kam Duval.

Er machte einen sehr zufriedenen Eindruck und behauptete, daß seine Geschäfte erfolgreich gewesen seien. Dann entschuldigte er sich und verschwand in seinen Privatzimmern. Kurze Zeit danach verschwand auch Mabel und ließ Mangold mit Barbara allein.

Der letzte Tag verging wie im Flug, und als Mangold in dieser Nacht zu Barbaras Zimmer schlich und an der Tür klopfte, wurde sie nur einen Spaltweit geöffnet. Barbara schüttelte den Kopf und lächelte.

»Nein, Thor, nicht so stürmisch. Erst das Schiff. Schlafen Sie gut.«

Die Tür schloß sich wieder. Es war Mangold, als habe er im Hintergrund des Zimmers eine flüchtige Bewegung gesehen, aber vielleicht war es nur Einbildung gewesen. Oder der Vorhang, der vom Wind bewegt wurde.

Er wußte nicht, daß die Fenster in Barbaras Zimmer geschlossen waren.

Er wußte überhaupt nichts von dem, was wirklich gespielt wurde.

Am anderen Tag brachte ihn Duval nach Terrania zurück. Mit keinem Wort ließ er durchblicken, daß er von dem Geheimnis wußte, das zwischen ihm und Barbara bestand. Erst als die Maschine die Geschwindigkeit verringerte, entschloß sich Mangold, Duval um Rat zu fragen.

»Was soll ich denn nun tun?« fragte er schließlich.

»Ihr Versprechen einlösen, alter Junge. Hat es je einen besseren Preis gegeben? Klauen Sie das Schiff, und dann nichts wie ... ja, wohin eigentlich damit? Hat Ihnen Barbara denn nichts gesagt?«

»Nichts. Ich kann doch nicht einfach nach Florida fliegen. Man hätte mich in zehn Minuten geschnappt.«

»Warten Sie, ich habe da eine Idee ...«

Und Duval hatte wirklich eine Idee, nur war sie viel älter, als Mangold ahnte. In Südamerika, in den Dschungeln des Amazonas, gab es einen Schlupfwinkel. Dort würde nie mand das gestohlene Schiff entdecken. Lopez Garcia würde schon dafür sorgen. Es fiel Mangold nicht auf, daß Duval so schnell mit der Lösung des Problems zur Hand war. Er fragte auch nicht danach, wieso ein gewisser Garcia eingeweiht sein konnte, obwohl es sich doch um ein Geheimnis zwischen ihm und Barbara handelte. Die Hauptsache war, er wußte, wohin mit der Gazelle - und er war möglichst schnell bei Barbara.

Der Gedanke an sie erfüllte ihn mit Sehnsucht. Und mit der notwendigen Energie, sein Vorhaben so schnell wie möglich durchzuführen.

Heute noch. Spätestens morgen.

Er seufzte, verließ seine Kabine und begann seinen täglichen Routinegang durchs Schiff.

In Deck zwei traf er Sergeant Dr.-Ing. Gremag, den Antriebsspezialisten und Physiker des Schiffs. Der vierzig Jahre alte Techniker stand vor dem Antigravtriebwerk und betrachtete nachdenklich die flachliegenden Rotoren. Als er Mangolds Schritte hörte, sah er auf. Sein Gesichtsausdruck veränderte sich nicht. »Sorgen?« fragte Mangold.

»Wie man's nimmt.« Gremag zuckte die Achseln. »Sie waren ja nicht dabei, Kommandant, als wir den Probeflug machten. Alles in Ordnung, steht im Bericht. Habe ihn selbst abgezeichnet. Aber irgendwie meine ich, es wäre doch nicht alles in Ordnung. Bei der Landung muß die Antigravanlage einen Knacks bekommen haben.«

Mangold bemühte sich, möglichst gleichmäßig auszusehen, obwohl er plötzlich wußte, daß das Schicksal ihm eine Chance bot.

»Und darauf kommen Sie erst jetzt?« »Ich weiß, es hört sich komisch an, aber es ist tatsächlich so.

Wahrscheinlich irre ich mich, aber ich habe wirklich Bedenken. Der Hangar ist nicht geräumig genug, sonst würde ich hier eine kleine Probelandung vorschlagen. Ein paar Meter würden genügen.«

»Sie reitet der Teufel, Gremag. Wir würden die anderen Schiffe gefährden. Also, was ist? Beantragen Sie einen zweiten Probeflug oder nicht? Als leitender Ingenieur des Schiffs steht Ihnen das Recht zu, einen solchen zu verlangen.« »Man wird mich für einen Trottel halten.« »Trottel oder nicht, die Sicherheit geht vor.« Mangold kehrte in die Hauptzentrale zurück, wo Doc Ham und Lancaster faul in den Sesseln unter der Kuppel saßen und den Kopf kaum drehten, als der Kommandant eintrat. Disziplin wurde in der Raumflotte zwar groß geschrieben, aber sie äußerte sich nicht in sinnlosem Strammstehen und ähnlichen Mätzchen, sondern in der unwandelbaren Überzeugung jedes einzelnen Mannes, daß er sich im Notfall auf den anderen verlassen konnte.

»Mit der Antigravanlage stimmt irgend etwas nicht«, sagte Mangold und ließ sich im dritten Sessel nieder. Er sah durch die Kuppel hinaus in den Hangar, wo noch andere Gazellen startbereit auf ihren Einsatz warteten.

Einige Techniker überprüften das reibungslose Funktionieren der Transportheber, mit denen die Schiffe vor dem Start zur Oberfläche getragen wurden. Es waren runde Platten, die durch einen Schacht nach oben glitten. Auf ihnen fand leicht eine Gazelle Platz. »Ich fürchte, wir werden einen weiteren Probeflug beantragen müssen.«

Doc Ham zog die Augenbrauen bis in die Stirn.

»Da werden sie aber dumme Fragen stellen. Man wird glauben, wir wollten nur spazierenfliegen.«

»Wang-Ren ist krank«, sagte Lancaster ruhig. »Die Meldung kam eben durch. Muß einige Tage im Bett bleiben. Seinen Posten kann ich leicht miterledigen.«

Wang-Ren war der Funker der Gazelle.

Um so besser, dachte Mangold. Mit drei Mann werde ich besser fertig als mit vier. Alles nur gute Vorzeichen. Es muß klappen. Barbara ...

»Gut, Lancy. Dann gehen Sie gleich zum Funkgerät und stellen den Kontakt mit dem Hafenkommandanten her. Sie müssen uns einen Start- und Landeversuch genehmigen. Oder... warten Sie. Es ist besser, ich gehe persönlich hin.«

Im letzten Augenblick war Mangold eingefallen, daß es besser war, wenn niemand Zeuge der Aussprache wurde. Für seine Pläne war es sogar unerlässlich, daß seiner Mannschaft der Auftrag unbekannt blieb. Er war der Kommandant der Gazelle. Ihm würde man gehorchen müssen, solange seine Befehle den Anordnungen der obersten Kommandostelle nicht widersprachen.

»Hoffentlich wieder zum Mond - mindestens!« rief Doc Ham hinter ihm her.

Als Mangold eine Stunde später zu ihnen zurückkehrte, war sein Gesicht ausdruckslos.

»Starterlaubnis erhalten. Wir werden in genau zehn Minuten ausgefahren. Start in zwei Stunden, nachdem Gremag noch einmal alles überprüft hat.« Er setzte sich. »Der Oberst hat ganz schön geflucht und etwas von Treibstoffverschwendug gemurmelt. Ich glaube, Gremag wird sich auf einen Anpfiff gefaßt machen müssen.« »Wieso gerade ich?« knurrte der Techniker. »Bloß deshalb, weil ich mal wieder zu gewissenhaft bin?«

Zwölf Minuten später stand die Gazelle auf dem Landefeld. Die runde Luke hatte sich wieder geschlossen, und die Transportplatte war in der Erde versunken. Niemand konnte sehen, daß hier unten riesige Hangars angelegt worden waren, in denen Hunderte von Schiffen auf ihren Einsatzbefehl warteten.

Während Gremag und Lancaster die Antigravanlage untersuchten, überprüfte Doc Ham die Ausrüstung und Vorräte, wie es seine Pflicht war. Mangold ging von einer Gruppe zur anderen und sparte nicht mit guten Ratschlägen. Immer wieder sah er auf die Uhr. Die Stunde der Entscheidung rückte näher.

Dabei hatte er sich längst entschieden. Es war nur der Gedanke an Barbara und ihr Versprechen, der von nun an sein ganzes Handeln bestimmte. Ein Psychiater hätte ihn jetzt im Augenblick sicher nicht für normal gehalten, wenn er sich die Mühe gemacht hätte, Mangolds Motive zu analysieren. Aber es war weder ein Psychiater in der Nähe, noch kannte jemand Mangolds Motive oder Absichten.

Ein Probeflug in tausend Kilometer Höhe einmal um die Erde war genehmigt worden. Man sollte in spätestens zwei Stunden zurück sein.

Zwei Stunden ...

Das genügt, dachte Mangold, als er in der kleinen Funkzentrale stand, die von der Kommandozentrale nur durch eine dünne Einbauwand getrennt wurde. Er sah sich um. Doc Ham war unten in Deck eins, im Laderaum.

Lancaster und Gremag hatten die Gazelle verlassen, um einige Spezialwerkzeuge zu holen.

Die Funkanlage durfte nur für wenige Minuten nach dem Start arbeiten, dann mußte sie ausfallen. Lancaster war nur Ersatzfunker. Er wußte mit der Anlage zwar umzugehen, kannte sie aber längst nicht so gut wie der erkrankte Wang-Ren. Es war durchaus möglich, daß er den Fehler nicht fand.

Mangold klemmte den Deckel der Hauptanlage ab und starre in das Gewirr dahinter. Seine Ausbildung war so umfassend gewesen, daß er wußte, was er suchte. Und er fand es. Er löste den dünnen Draht so weit, daß die geringste Er schütterung ihn vollends von der Kontaktstelle trennen mußte. Dann tauschte er zwei Positronenröhren aus. Eine der beiden würde der Belastung nicht lange standhalten. Zum Schluß griff er tief in das Innere der Sendeanlage und verdrehte eine Schraube. Das, dachte er, wird Lancaster niemals entdecken! Er verschloß den Kasten wieder und trat zu den Kontrollen. Der Interkom war von der Funkanlage unabhängig. Er schaltete ihn ein und justierte den Bildschirm. Doc Ham war darauf zu erkennen, wie er den Wandschrank öffnete und die darin aufgestellten Handwaffen abzählte. Das Ergebnis schien ihn zu befriedigen, denn er nickte vor sich hin und verschloß den Schrank wieder.

Mangold schaltete ab und setzte sich. Er sah auf die Uhr.

Start in sechzig Minuten.

5.

Man hatte Wüsten fruchtbar gemacht und fremde Planeten besiedelt, aber das Amazonasgebiet der Erde war bisher so geblieben, wie es immer gewesen war: ein riesiges Waldgebiet voller Sümpfe, Flußläufe und tödlicher Gefahren. Während Raketen zu den Fixsternen vorstießen, erlegten hier die Indianer ihre Feinde immer noch mit den giftigen Pfeilen eines Blasrohrs. Immer noch lauerten die Alligatoren und Piranhas auf ihre Opfer. Nur das Fieber war besiegt worden. Man schluckte eine Pille, und selbst ganze Mückenschwärme vermochten dann nicht mehr, einen umzuwerfen.

Etwa anderthalbtausend Kilometer von der Mündung des Amazonas entfernt liegt die Stadt Manaos. An dieser Stelle vereinigt sich der Rio Negro mit dem gewaltigsten aller Ströme. Folgt man nun dem Lauf des Rio Negro flußaufwärts in nordwestlicher Richtung, was wegen der vielen Inseln und Flußschnellen nicht so einfach ist, gelangt man an die Mündung des Rio Branco. Ihm folgt man genau nach Norden bis zu einer kleinen Siedlung, die den Namen Sororoca trägt. Dreißig Kilometer weiter biegt man dann rechts in den Anaua ab, einen schmalen und schnellen Seitenfluß, der von Osten her aus dem Gebirge kommt.

Wenn bisher dichter Dschungel und schlammiges, stinkendes Wasser der ständige Begleiter des Reisenden war, so ändert sich das nun mit einem Schlag. Die Ufer sind noch

menschenleerer als sonst, selbst die geheimnisvollen Indianer bleiben aus. Der Wald ist nicht mehr so dicht, und der Grund längst nicht mehr so versumpft. Mücken fehlen fast gänzlich. Immer wieder durchbrechen scharfe

Felsenklippen die Oberfläche des schnell fließenden Wassers und verraten das nahe Gebirge. Die Luft ist hier frischer und belebender.

Genau vierhundert Kilometer von der Mündung des Anaua in den Rio Branco entfernt, auf einem fast runden Felsenplateau inmitten des immergrünen Waldes, lag Lopez Garcias Dschungelschloß. Es war nach Norden und Osten durch steile Felshänge geschützt. Dort oben entsprang der Anaua, dessen Wasser in Kaskaden in die Tiefe stürzte, um sich in einem natürlichen Becken zu sammeln. Auch im Süden war Gebirge. Nur nach Westen war der Blick frei. Man sah hinab in die endlosen Waldgebiete des Rio Branco und seiner Nebenflüsse.

Garcias Festung lag genau auf dem sechzigsten Längengrad West, nicht ganz ein Grad nördlich des Äquators. Trotzdem war das Klima erträglich, meist sogar angenehm. Es war unmöglich, diesen Zufluchtsort mit einem anderen Verkehrsmittel als mit dem Flugzeug zu erreichen. Von der Luft her hätte ein Pilot nichts als Wälder, Berge und Flüsse gesehen, denn der Tarn-Energieschirm war ständig eingeschaltet. Er schützte außerdem gegen jeden eventuellen Angriff von außen.

Garcia hatte den verabredeten Funkspruch senden lassen. Vor einer Stunde war der Clipper mit Duval und Börsinger an Bord gelandet. Kurz darauf traf Garcias Privatmaschine mit Mabel und Barbara Rushton ein. Die Hauptakteure des Unternehmens >Ewige Jugend< waren versammelt.

Es fehlte nur noch Leutnant Mangold mit der Gazelle.

Garcia gab sich liebenswürdiger denn je. Er zeigte seinen Gästen das Haus mit seiner Einrichtung, die an die Zeiten des seligen James Bond erinnerte. Überall technische Wunder, die das Erstaunen der Besucher erregten. Der Keller war eine einzige Kraftanlage modernster Konstruktion mit den entsprechenden Verteilerstellen. Im Haus regelte sich das Klima

selbst, wenn man die gewünschte Zone einstellte. Auch an die Verteidigung war gedacht worden. Garcia betonte, daß keine Macht der Welt ihn hier angreifen könne und er selbst die Raumflotte Rhodans nicht zu fürchten brauche.

Das klang ein wenig überheblich, aber Börsinger nickte ruhig.

»Mir soll das recht sein, Garcia. Wir werden einen sicheren Zufluchtsort brauchen. Sind Sie sicher, daß dieser junge Leutnant heute kommt?«

»Ganz sicher!« Jacques Duval sagte es statt Garcia. »Ich habe ihm eine Frist gesetzt - in Namen Barbaras. Heute oder nie. Er wird kommen, denn er ist nicht mehr... äh... zu rechnungsfähig, in gewisser Beziehung.«

Börsinger verzog das Gesicht und warf Barbara einen Blick zu. Sie schien heute jünger denn je zu sein. Die Shorts standen ihr ausgezeichnet, und die Bluse verbarg nichts von ihrer jugendlichen Figur.

»Wer ist schon zurechnungsfähig, wenn er sich verliebt?« fragte Börsinger etwas spöttisch. »Schon das Beispiel des Leutnants zeigt, daß jeder in sein Verderben rennt, wenn er einem Rock nachläuft.«

»Bei Ihnen ist es der Neid, sonst nichts«, hieb Garcia zurück und blinzelte Barbara vertraulich zu. Er schien die wütenden Blicke von Duval und Mabel nicht zu bemerken. Beide hatten verschiedene Gründe, über Garcia verärgert zu sein. »Ah, sehen Sie dort! Das rote Licht! Ein Flugkörper hat die Vorwarnzone überflogen.

Vielelleicht ist es bereits unser Raumschiff.«

Der Streit war wieder vergessen. Sie hatten das Haus verlassen und standen auf der flachen Veranda, die aus dem Felsen gehauen war. Garcia trug Kopfhörer und unterhielt sich mit dem Personal seiner privaten Abwehrmaschinerie.

»Keine Antwort, sagen Sie? Aber der Pilot muß doch reagieren.«

Niemand konnte verstehen, was im Kopfhörer gesagt wurde.

»So, Typ Gazelle. Dann ist er es. Lassen Sie ihn rein, aber vorsichtig. Vielleicht kann er nicht funken. Halten Sie die Ge -

schütze bereit. Feuern Sie sofort, wenn ich Ihnen den Befehl dazu erteile.«

Minuten später senkte sich die Gazelle aus dem Himmel auf das Plateau herab. Sie landete mit federnden Teleskopstützen, dann verstummte der Antrieb. Die Luke öffnete sich. In ihr erschien die schlanke Gestalt des jungen Offiziers. Seine Augen leuchteten auf, als er Barbara erblickte. Er schien die anderen Menschen nicht zu sehen. Mit einem Satz sprang er auf den Boden, eilte auf sie zu und umarmte sie, ehe sie eine Bewegung der Abwehr machen konnte. Duval stand wie erstarrt und rührte sich nicht. Börsinger grinste und erinnerte wieder an einen Totenkopf. Mabel machte einen Schritt nach vorn, als wolle sie Barbara zu Hilfe eilen, aber dann blieb sie unschlüssig stehen. Sie wußte nicht, ob diese Begrüßung ebenfalls zu dem großen Plan gehörte.

Garcia kniff die Lippen zusammen. Er stieß Duval an und flüsterte ihm etwas zu. Der Franzose nickte kramphaft. Garcia nickte zurück und ging zu Mangold. Er nahm seinen Arm und zog ihn mit sanfter Gewalt von Barbara weg, die erleichtert aufatmete.

»Warten Sie noch, Leutnant. Was ist mit Ihrer Mannschaft?«

Mangold schien wie aus einem Traum zu erwachen.

»Wie verabredet. Sie schlafst, nachdem ich ihr das Pulver in den Kaffee mischte. Drei Mann nur, aber es genügt. Terrania wird in einer Stunde Alarm geben.«

»Hier wird Sie niemand finden. Oder halten Sie es für besser, wenn wir gleich zum Kalisto starten?«

Mangold sah an Garcia vorbei.

»Kalisto? Und was ist mit... was ist mit Miß Rushton? Wird sie mit uns fliegen?«

Garcia lächelte eisig.

»Natürlich kommt sie mit uns. Aber wenn Sie es für sicherer halten, bleiben wir hier. Man wird Sie und Ihr Schiff bald suchen. Unter dem Tarnschirm findet uns niemand. Kalisto hat Zeit.«

»Aber nicht viel Zeit!« Mabel Rushton sagte es mit Nachdruck. Sie war in den vergangenen Tagen und Wochen von

Garcia und Börsinger ein wenig in den Hintergrund gedrängt worden. Die Rolle der passiven Mitspielerin behagte ihr nicht, und sie hatte beschlossen, das bei Gelegenheit deutlich zum Ausdruck zu bringen. »Wir hatten ausgemacht, sofort nach Kalisto weiterzufliegen, sobald wir das Schiff haben. Überhaupt, Garcia, scheinen Sie sich an einige der getroffenen Abmachungen nicht mehr zu erinnern. Ich weiß schon, warum Sie mit dem Abflug zögern. Ihre Burg hier wäre Ihnen gerade recht für eins Ihrer zahllosen Abenteuer. Geben Sie es doch zu. Aber da irren Sie sich. Diesmal wenigstens. Wir haben etwas gekauft, und wir werden auch dafür bezahlen. Ist das klar?«

In Garcias Augen blitzte es drohend und gefährlich auf.

»Hüten Sie sich, Madam. Meine Abenteuer sind meine Privatangelegenheiten.«

»Mag sein, aber nicht dann, wenn meine Tochter mitspielen soll.«

Mangold nahm Barbara beim Arm. Er sah die Blicke der Männer und Mabels. Er begriff, daß nicht alles so war, wie Duval es ihm geschildert hatte.

»Sie können von mir aus machen, was Sie wollen, aber ohne mich fliegt die Gazelle nicht. Nur ich kenne den Schlüssel zum positronischen Gehirn mit den Kursdaten. Barbara, sagen Sie mir, was das alles soll? Ich glaubte, Ihnen ginge es um einen Spazierflug in den Raum. Dies hier war der Ort, wo ich Sie abholen sollte. Und nun finde ich eine ganze Gesellschaft vor.«

»Sie sind meine Freunde«, flüsterte Barbara gehemmt. »Wir müssen sie mitnehmen.«

»Wohin es geht, werden wir Ihnen unterwegs verraten«, mischte sich Garcia ein. Er war entschlossen, die Entscheidung möglichst schnell herbeizuführen. »Wir ergänzen unsere Vorräte auf Kalisto. Können Sie ohne die Mannschaft starten, Leutnant?«

»Eben hatten Sie es nicht so eilig«, entgegnete Mangold, der begriffen hatte, daß man auf ihn angewiesen war.

»Ehe Sie mir nicht genau sagen, worum es eigentlich geht, röhre ich mich nicht von der Stelle.«

Duval schob Garcia beiseite.

»Es ist eine lange Geschichte, Mangold, aber wir werden sie Ihnen erzählen. Sofort, wenn Sie wollen. Aber wir verlören wertvolle Zeit. Bringen Sie uns nach Kalisto. Dort erfahren Sie alles.«

Mangold zögerte. Er sah Barbara an. Sie nickte fast unmerklich, und als sie dann lächelte, wurde Mangold wieder weich.

»Also gut, starten wir. Ich kann das Schiff zur Not allein steuern; wenigstens bis Kalisto«, setzte er mit eigenartiger Betonung hinzu.

Noch bevor Terrania die Vermißtenmeldung der Gazelle erhielt und Alarm geben konnten, startete Leutnant Mangold mit seiner seltsamen Besatzung und raste in den Raum hin aus.

Ungehindert passierte er den Wachgürtel in Höhe des Mondes und nahm Kurs auf den Asteroidengürtel und den dahinter stehenden Jupiter.

Kalisto umkreiste den Jupiter in fast zwei Millionen Kilometer Entfernung und war nahezu so groß wie der Planet Mars. Da dicht unter seiner Kruste unermeßliche Lager fast reiner Erze vorhanden waren, verfügte er über eine beachtliche Gravitation, die es ihm erlaubte, eine natürliche Atmosphäre zu halten. Sie war giftig, aber der Mensch hatte es mit Hilfe der arko-nidischen Technik verstanden, sie mit chemischen Zusätzen zu versehen, die sie für den menschlichen Organismus verträglich machten. Mehr noch; sie war mit Sauerstoff so angereichert worden, daß ein Leben auf Kalisto kein Problem mehr war.

Die Sonne war nur so groß wie eine Faust und erwärmt die Oberfläche des Mondes nur geringfügig, aber auch hier war Abhilfe geschaffen worden. Über den menschlichen Ansiedlungen standen künstliche Sonnen, die Wärme und Licht in genügender Menge spendeten.

Auch über Garcias Wohnsitz stand eine solche Sonne, von Gravitationsfeldern gehalten. Die Gazelle glitt dicht an ihr vorbei und landete in der Talsenke, die Garcia bezeichnet hatte.

Noch war Mangold bereit, das verrückte Spiel mitzumachen, von dessen wirklicher Natur er nichts ahnte. Ihm ging es lediglich um Barbara, für die er alles getan hätte, wenn er nur in ihrer Nähe sein konnte. Und Barbara hielt sich fast nur in seiner Nähe auf. Sie tat es, weil die Blicke Garcias und die ihrer Mutter sie dazu zwangen. Wie sie auf die Dauer Mangold davon abhalten wollten, auf die Einlösung des Versprechens zu drängen, war ihr schleierhaft.

Doc Ham, Lancaster und Gremag schliefen noch immer. Unter der Einwirkung der starken Droge lagen sie in ihren Kabinen. Vor vier oder fünf Stunden war nicht mit ihnen zu rechnen. Insgeheim hatte Mangold gehofft, mit ihnen wieder in Terrania landen zu können, wenn alles vorüber war.

Aber - hatte er das wirklich gehofft?

»Barbara, steigen Sie aus«, befahl Garcia, als sich die Luke öffnete und die Leiter ausfuhr. »Duval wird Sie begleiten.«

Börsinger und Mabel standen stumm dabei, ohne sich zu rühren. Sie wußten, daß es kein anderes Mittel gab, um Mangold zu zwingen. Seine Gier nach dem, was er nicht erhalten hatte, mußte wach bleiben. Er mußte weiter hoffen.

Duval nahm Barbara beim Arm und zog sie aus der Schleuse. Keine 300 Meter entfernt erhob sich ein weißes Gebäude mit Glasveranden und breiten Freitreppen. Unter einem Glasdach wucherten tropische Gewächse, und dicht daneben kräuselte sich die Wasserfläche eines geschwungenen Badebassins.

»Kommen Sie, Barbara. Sie sehen Ihren Leutnant noch früh genug wieder. Er muß noch etwas warten.«

Mangold war mit einem Schritt an dem Wandschrank und öffnete ihn, aber ehe er nach einer Waffe greifen konnte, ertönte Garcias scharfe Stimme:

»Vorsicht, Leutnant! Nehmen Sie die Hände da weg und bereiten Sie alles zum Start vor. Wir haben genügend Lebensmittel an Bord; ich überzeugte mich davon. Wenn Sie eine Dummheit machen sollten, wird sich Ihr Lebenswunsch niemals erfüllen, denn mit einer toten Barbara Rushton können auch Sie nichts anfangen.«

Duval hatte eine Pistole gezogen und drückte den Lauf ge-

gen den Rücken des Mädchens, das wie zögernd die Stufen der Leiter hinabstieg und dann weiterging, ohne sich noch einmal umzudrehen. Duval blieb dicht hinter ihr.

»Barbara!« rief Mangold verzweifelt. »Was soll das alles bedeuten? Ich verstehe nicht...«

»Ruhe!« befahl Garcia streng. »Starten Sie endlich. Richtung Pluto. Und keine Dummheiten, wenn Sie Barbara lebend wiedersehen wollen.«

Duval und Barbara waren stehengeblieben, als Mangold gerufen hatte. Sie zuckte hilflos die Schultern und hob grüßend die Hand.

»Barbara!«

In Mangolds Stimme vermischten sich Wut, Liebe und Enttäuschung. Erst jetzt begriff er, wie sehr er Barbara liebte, denn nicht die Ungewißheit quälte ihn jetzt, sondern nur der Gedanke, die junge Frau allein mit Duval zurücklassen zu müssen.

»Kommen Sie«, sagte Mabel und ergriff seinen Arm. »Barbara wird nichts geschehen, wenn Sie vernünftig sind. Wegen Duval machen Sie sich keine Sorgen. Und noch etwas: je eher wir zurück sind, desto eher können Sie meine Tochter in die Arme schließen, meinewegen für immer.«

Mangold starzte sie düster an.

»Ich traue Ihnen nicht, Mrs. Rushton. Ich traue keinem von Ihnen. Alle haben mich belogen, auch Barbara. Was wollen Sie eigentlich von mir?«

»Tun Sie nur, was Senor Garcia Ihnen befahl«, sagte Börsinger kalt. »Sie werden noch früh genug erfahren, was das alles bedeutet. Sehen Sie uns doch an, Mann! Merken Sie denn noch immer nichts?«

Mangold ging zum Antigravlift. Garcia folgte ihm auf den Fersen, in der Hand immer noch die Waffe. Die Luke hatte sich geschlossen.

»Richtung Pluto also«, wiederholte der Südamerikaner. »Und keine unüberlegten Handlungen. Die Raumflotte hilft Ihnen nun auch nicht mehr. Wenn Ihnen überhaupt noch jemand helfen kann, dann nur Sie selbst.«

Nach Mangold und Garcia betraten auch Mabel Rushton

und Börsinger die Hauptzentrale. Sie schienen weder dem Offizier noch dem Südamerikaner zu trauen.

Überhaupt hatte Mangold den Eindruck, als würden sie sich gegenseitig unablässig belauern und betrachteten ihn, den eigentlichen Gefangenen, als die einzige zuverlässige Person. Mit Ein schränkungen, versteht sich.

»Verlassen Sie das Sonnensystem«, sagte Garcia und drückte Mangold in den mittleren Pilotensitz. Er setzte sich rechts daneben in den Sessel des Funkers und 2. Offiziers. »Börsinger, bleiben Sie drüben. Setzen Sie sich meinewegen. Ihnen, Mrs. Rushton, würde ich raten, sich eine Kabine auszusuchen, und zu schlafen. Jetzt kann nicht mehr viel passieren.«

»Wollen Sie mir nicht endlich verraten, was das alles zu bedeuten hat?« fragte Mangold und starre finster auf die Tastatur des Positronengehirns auf der linken Seite. Nur er kannte den Schlüssel. Sie konnten ihn nicht zwingen. Und sie würden es niemals können, wenn Barbara nicht wäre. Er mußte tun, was sie von ihm verlangten, oder Duval würde ihr etwas antun.

»Reden Sie nicht soviel, Mangold«, sagte Garcia. »Wir müssen den Pluto hinter uns haben, wenn Ihre Leute aufwachen. Schalten Sie den Funkempfänger ein. So langsam muß man Sie und Ihr Schiff doch vermissen. Mal sehen, welche Vermutungen man da anstellt.«

»Kurs?« erkundigte sich Mangold und näherte seine Hände dem Positronengehirn. Niemand würde kontrollieren können, welchen Kurs er der Automatik befahl. Er würde sie bluffen können, wenn nicht... nein, es hatte keinen Zweck. Noch nicht. Erst mußte er wissen, worum es ging. »Sie müssen mir sagen, wohin ich fliegen soll.«

»Fliegen Sie nur in Richtung Plutobahn und dann darüber hinaus. Dort werden wir Ihnen dann sagen, wohin es geht. Ich möchte, daß Ihre Leute dabei sind. Wird sie interessieren. Wollen wir wetten, daß sie mit Begeisterung mitmachen werden?« Garcia grinste dabei hämischt. »Auch ohne Barbara Rushton.«

Mangold warf ihm einen haßerfüllten Blick zu. Er ahnte in-

stinktiv, daß es der Südamerikaner war, der seine Pläne durchkreuzt und dem er seine mißliche Lage zu verdanken hatte. Aber auch diesem schweigsamen Börsinger und der skrupellosen Mabel Rushton, die er erst jetzt so richtig durchschaute. Ein sauberes Kleeblatt, diese Alten. Ja, die drei waren alt, das hatten sie gemeinsam.

War es das, was Börsinger gemeint hatte, als er ihm, Mangold, empfahl, sich seine Passagiere genauer anzusehen? Was sollte das? Duval war ebenfalls in die Sache verwickelt, maßgeblich sogar, und der war erst vierzig. Oder Barbara? Nein, Barbara wußte von alledem nichts. Man hatte sie genauso hereingelegt wie ihn.

Hatte man das wirklich?

Mangold schaltete den Antrieb ein. Die Bildschirme glühten auf, aber der Palast Garcias war auch so zu sehen. Er stand auf einem Felsenplateau mitten in der kahlen Ebene, die rings von Bergen eingeschlossen wurde. Auf der Ve randa erkannte Mangold zwei Gestalten. Die eine war Barbara. Sie winkte mit beiden Armen zu der Gazelle hinüber.

Die 18 Projektionsfelddüsen des Wulsttriebwerkes heulten auf. Langsam stieg die Gazelle in die Höhe, von Mangold handgesteuert. Solange er den Kurs nicht programmierte, war das notwendig. Kalisto sackte weg. Links hing die riesige Kugel des Jupiter im Raum. Seine Oberfläche war bisher nur von ersten Pionieren betreten worden, die über Spezialausrüstungen verfügten. Er eignete sich nicht zur Besiedlung durch den Menschen. Noch nicht.

Jupiter fiel ebenfalls zurück.

»Warum schalten Sie das Funkgerät nicht ein?« fragte Börsinger.

»Ich habe es beschädigt und müßte es erst wieder reparieren. Ist in fünf Minuten geschehen - sobald ich Zeit dazu habe.« Mangold spürte, wie seine Ruhe zurückkehrte. Sie hatten ihn hereingelegt. Gut. Wenn das alles vorüber war, würde er es ihnen heimzahlen. Und wehe, wenn Barbara von der Verschwörung wußte! Oder Duval! Duval hatte natürlich davon gewußt, war vielleicht sogar der Anstifter. »Wir müssen unter der Lichtgeschwindigkeit bleiben, denn

eine Transition kann nur mit festem Kurs eingeleitet werden.«

Er bekam keine Antwort. Garcia und Börsinger saßen rechts und links neben ihm. Sie starnten hinaus in die Unendlichkeit des Alls, und in ihren Augen war eine seltsame Gier, die Mangold sich nicht erklären konnte. Was gab es hier draußen, das so wertvoll für sie war?

Drei Stunden später weckten sie Doc Ham, Lancaster und Gremag. Die drei Männer begriffen nicht, was inzwischen geschehen war. Als sie die Zentrale betraten und rings um die Sichtkuppel nichts als Sterne und die ferne Sonne erblickten, sahen sie Mangold fragend an.

Der Kommandant hob die Schultern.

»Tut mir leid, Leute. Ich fürchte, ihr habt nun euer Abenteuer. Der Herr dort wird euch alles erklären.« Er deutete auf Garcia. »Das ist der Silberkönig Garcia. Der andere dort ist Börsinger, der Stahlkönig.« Doc Ham kniff die Augen zusammen.

»Da stimmt doch etwas nicht«, murmelte er.

»Erraten«, sagte Garcia, ohne sich von seinem Platz zu erheben. »Und nun hört gut zu. Die Gazelle steht ab sofort unter meinem Kommando. Leutnant Mangold war so freundlich, sie mir und meinem Geschäftsfreund zur Verfügung zu stellen. Er hat seine Gründe dazu. Was die Raumflotte angeht, so gab sie bereits Alarm. Das halbe Sonnensystem sucht uns - und Sie. Die Wachschiffe haben Befehl, ohne Warnung das Feuer zu eröffnen. Sie wissen, was das bedeutet. Ihnen bliebe bei einer Begegnung nicht einmal die Zeit, eine Erklärung abzugeben. Wenn Sie also weiterleben wollen, tun Sie besser genau das, was wir von Ihnen verlangen.«

Lancaster spielte mit einem Knopf seiner Uniformjacke.

»Und wenn wir es nicht tun? Ich nehme an, Sie haben den Leutnant gezwungen. Raub eines Schiffes der Raumflotte - das erinnert mich an den Overhead. Sind Sie etwas Ähnliches?«

»Ich bin weder ein Mutant, noch plane ich, Rhodan die Weltherrschaft streitig zu machen. Wenn wir unser Ziel erreicht haben und glücklich zur Erde zurückkehren, wo sich die Aufregung inzwischen gelegt haben dürfte, sind Sie frei. Es wird Ihnen nichts geschehen, solange Sie sich an unsere Anordnungen halten. Mangold, Sie haben Duval verraten, daß in dem Navigationsgehirn der Gazelle alle bisher ausgeführten Flüge positronisch verankert sind. Auch dann, wenn sie nur im Hangar eines Kugelraumers mitflog.«

»Und wenn es so wäre?«

»Dann setzen Sie die Gazelle auf den Kurs nach >Wande-rer<, dem Planeten des ewigen Lebens.«

Mangold starnte Garcia an. Sein Blick wanderte zu Börsinger, der ihn gespannt beobachtete. Inzwischen hatte auch Mabel Rushton die Hauptzentrale betreten. Sie gab Mangolds Blick ruhig und kalt zurück.

»Also das ist es!« sagte Mangold und nickte vor sich hin. »Ich hätte es mir denken können. Die Zelldusche!« Er schüttelte den Kopf. »Aber das ist doch Wahnsinn! Niemand erhält die Zelldusche, der nicht von dem Unsterblichen zugelassen wird. Was Sie da planen, ist Selbstmord.«

»Lassen Sie das unsere Sorge sein, Leutnant«, ging Börsinger dazwischen. »Wir werden mit Ihrem sogenannten Unsterblichen schon fertig. Vielleicht existiert er überhaupt nicht, außer in Rhodans Fantasie. Es kann doch sein, daß er ihn nur vorgeschoben hat, um eine billige Ausrede zu haben, weil er nicht jedem seiner Freunde die Zelldusche geben wollte.«

»Wir reden zuviel«, warf Garcia ein. »Leutnant, nehmen Sie Kurs auf >Wanderer<. Aber versuchen Sie nicht, uns hereinzulegen. Barbara würde das sehr schlecht bekommen.«

Die Erwähnung des Namens war für Mangold eine kalte Dusche. Wenn er doch nur wüßte, ob sie freiwillig die Rolle der Verräterin übernommen hatte. Dann könnte ihm ihr künftiges Schicksal gleichgültig sein, und er wäre nicht mehr gebunden. Zusammen mit seinen drei Männern würde es ihm schon gelingen, die Verrückten zu überwältigen. Aber wenn Barbara wirklich genauso getäuscht worden war wie er, wenn sie es wirklich ehrlich meinte und ihn liebte, dann hatte er jetzt keine andere Wahl, als sich den Befehlen der Verbrecher zu fügen.

»Doc Ham, Sie übernehmen die Verpflegung und ärztliche Betreuung von Passagieren und Mannschaft. Gremag, überwachen sie Maschinenraum und die anderen Anlagen ein satzmäßig. Gehen Sie jetzt. Wir werden in einer halben Stunde die erste Transition vornehmen. Lancy, Sie bleiben hier und übernehmen die Navigationsüberwachung. Alles klar?«

Doc Ham stand an der Tür.

»Ich meine, es ist überhaupt nichts klar. Wollen wir denn wirklich das tun, was die da von uns verlangen? Sind wir denn Meuterer?«

»Es sieht ganz so aus, Doc. Tun Sie jetzt das, worum ich Sie bitte. Ich werde Ihnen später alles erklären - wenigstens werde ich es versuchen. Im Augenblick haben wir keine andere Wahl.«

Doc Ham und Gremag verschwanden wortlos. Eine Minute später meldeten sie sich über die Bordspreechanlage einsatzbereit.

Mangold ging zum Positronengehirn. Eine Weile starrte er unentschlossen auf die Schlüsseltasten, dann begann er, sie nach einem ganz bestimmten Rhythmus einzudrücken. Garcia war neben ihm getreten und versuchte, sich die Folge zu merken, aber er gab es schnell auf.

Schließlich drückte Mangold zum Schluß eine rote Haupttaste ein.

In dem mächtigen Gehirn begann es zu summen, dazwischen ertönten seltsame Klickgeräusche, und schließlich schob sich ein schmaler Plastikstreifen aus einem Schlitze. Mangold nahm ihn und kehrte an seinen Platz vor den Kontrollen zurück. Er gab Jerry Lancaster den Streifen.

»Die Programmierung des Kurses, Lancy.«

Börsinger beugte sich über ihre Schultern.

»Das soll der Kurs sein? Eine Folie?«

»Sie genügt«, sagte Mangold kurz und genoß die Überlegenheit seines Wissens. Viel war damit allerdings nicht anzufangen. »Die Gazelle wird nach Einschalten des Hypertrieb-werkes automatisch auf Kurs gehen. Leider überbrücken wir mit jeder Transition nur eine Entfernung von fünf Lichtjahren, aber wir verringern die dazwischenliegenden Wartepausen. Statt der üblichen halben Stunde warten wir nur fünf Minuten. So wäre es theoretisch möglich, die alte Position von >Wanderer< in etwa 27 Stunden zu erreichen. Leider aber ist der Kunstplanet inzwischen auf seiner Bahn weitergewandert. Der Kurs ist bekannt, nicht die variable Bahngeschwindigkeit. Wir werden also dieser Bahn folgen und müssen früher oder später den Planeten einholen.«

»Je eher wir >Wanderer< finden«, sagte Garcia eisig, »desto besser für Sie. Und für Barbara«, setzte er langsam hinzu.

Mangold starrte ihn wütend an, dann nickte er Lancaster zu.

»Fang endlich an, Lancy. Die Herrschaften haben nicht mehr viel Zeit. Sie sind alt genug geworden.« Garcias Hand mit der Pistole näherte sich Mangolds Kopf. »Seien Sie vorsichtig mit Ihren Bemerkungen, Leutnant. Den Kursstreifen haben wir jetzt. Wir brauchen Sie nicht mehr unbedingt...«

»Irrtum!« Mangold blieb ruhig sitzen und lächelte. Er wunderte sich selbst über seine plötzliche Ruhe und Überlegenheit. »Sie brauchen mich noch eine ganze Weile. Von meiner Mannschaft kennt niemand die Bahndaten >Wanderers<. Nur ich. Und ich habe sie hier...« Er tippte sich gegen die Stirn. »So, von mir aus können Sie mich jetzt erschießen.«

Garcia knurrte etwas Unverständliches und schob die Waffe in die Hosentasche zurück. Börsinger ging zur Tür.

»Ich lege mich hin. Die letzten Stunden waren anstrengend, und ich bin auch nicht mehr der Jüngste.« Er betrachtete seinen Stock. »Bin gespannt, ob ich den später noch brauche, oder ob er überflüssig wird.« Mabel wartete, bis die Tür geschlossen war. »Der Trottet«, sagte sie scharf. »Seine Sorgen möchte ich haben.«

6.

Nach der letzten Transition erloschen die Kontrolllichter des Positronengehirns, und es schaltete sich ab. Die Gazelle blieb im Einsteinuniversum und glitt mit einer Geschwindigkeit auf dem alten Kurs weiter, die knapp unter der des Lichtes lag.

Sergeant Jerry Lancaster, der auf dem Pilotensessel saß, lehnte sich zurück und nickte Börsinger zu.

»Wir wären da. Von >Wanderer< ist nichts zu sehen. Ich würde vorschlagen, daß Sie jetzt den Kommandanten wek-ken. Er muß den weiteren Kurs bestimmen.«

Börsinger sah hinaus in den mit fremden Sternen angefüllten Raum. Selbst er als Laie erkannte, daß sie sich längst nicht mehr im Sonnensystem aufhielten. Kein einziges der Sternbilder - wenn es welche waren - kannte er. Alle Konstellationen hatten sich bis zur Unkenntlichkeit verschoben. Ohne die technischen Hilfsmittel, etwa der Arkoniden, würde sich kein Mensch mehr zurechtfinden. Längst war die ferne Sonne im Gewimmel der Sterne untergegangen.

»Wie weit ist die Erde entfernt?«

»Eintausendsechshundert Lichtjahre.« Lancaster vergaß, daß er der Gefangene des Mannes war, der gebeugt neben ihm saß. »Noch vor fünfzig Jahren reine Utopie - heute ist es Wirklichkeit. Eine unvorstellbare Entfernung, und wir haben sie in etwas mehr als einem Tag bewältigt. Mit einem Schiff, dessen Länge dreißig Meter beträgt. Begreifen Sie nicht, was das für ein Wunder ist?«

Börsinger begriff es schon, aber sein Verstand war viel zu nüchtern, es als solches anzuerkennen. Der Anblick der Sterne faszinierte ihn, aber er würde es niemals zugeben, weil er fürchtete, sich damit eine Blöße zu geben. »Na, wenn schon.« Er stand auf. »Ich hole jetzt Mangold.«

Börsinger verzichtete auf den Antigravlift und kletterte die wenigen Stufen zu den Kabinen hinab. Er begegnete Doc Ham, der grußlos an ihm vorbeiging. Dann hörte er Stimmen. Unwillkürlich blieb er stehen und lauschte. Die Stimmen kamen aus der Kabine, die Mabel für sich reserviert

hatte. Börsinger sah, daß die Tür nicht ganz geschlossen war. Er trat noch einen Schritt näher, um besser hören zu können, was Mabel sprach - und mit wem sie sprach.

»... sich darauf verlassen, daß ich mein Versprechen halte, Leutnant. Barbara ist meine Tochter, und sie erbtt mein Vermögen. Sie wird es nicht dann erben, wenn ich sterbe, sondern dann, wenn ich Gewißheit habe, daß ich weitere 60 Jahre lebe. Es liegt also nur bei Ihnen, sehr bald ein reicher Mann zu sein - und Barbara zu besitzen.« Mangold saß auf dem Stuhl, Mabel gegenüber. Er versuchte, in ihrem Gesicht zu lesen. Das Lächeln in ihren Augen schien echt zu sein. Sie hatte wirklich viel Ähnlichkeit mit ihrer Tochter, und sie schien nur um zehn oder fünfzehn Jahre älter zu sein.

»Glauben Sie, Mrs. Rushton, daß Ihre Tochter mich wirklich liebt?«

»Ich bin davon überzeugt, mehr noch, ich weiß es. Sie hat es mir gesagt. Sie hat sich auch darüber beklagt, daß Duval hinter ihr her ist, und sie mag ihn nicht.«

»Mir scheint, auch dieser Garcia hat ein Auge auf sie geworfen.«

»Er ist hinter allen Frauen her, und wenn ich nicht so alt wäre, müßte auch ich mich vor ihm in acht nehmen.«

»Sie sind nicht alt, Mrs. Rushton. Man könnte Sie für Barbaras Schwester halten.« Mabel gab sein Lächeln zurück.

»Nennen Sie mich Mabel, Leutnant. Wenn wir zur Erde zurückkehren, werden Sie zusammen mit Barbara meine Arbeit fortsetzen. Wir haben schon jemand ausfindig gemacht, der eine leichte Veränderung unserer Augenstellung vornimmt. Mabel Rushton wird verschollen bleiben, genauso wie Garcia und Börsinger. Das ewige Leben ist uns mehr wert als Namen. Wir werden die Geschäfte von Beauftragten weiterführen lassen. Und Sie, Leutnant, wird niemand erkennen.«

»Ich glaube, Sie unterschätzen Rhodans Geheimdienst. Man wird uns aufspüren. Wir sollten eine Weile auf Kalisto bleiben.« »Vielleicht werden wir das, aber warum sollen wir uns schon jetzt den Kopf darüber zerbrechen. Erst müssen wir >Wanderer< finden. Dann sehen wir weiter.« Mangold erhob sich.

»Gut, daß Sie mich erinnern.« Er sah auf die Uhr. »Wir müßten inzwischen die Position erreicht haben. Ich werde...«

Die Tür öffnete sich. Börsinger trat ein. Er tat überrascht, als er Mangold erblickte.

»Oh, Leutnant - gut, daß ich Sie treffe. Lancaster erwartet Sie in der Zentrale. Ich glaube, wir sind da - wenigstens hat sich die Hyperautomatik, oder wie es heißt, ausgeschaltet.«

»Danke, Börsinger.« Mangold nickte Mabel zu. »Bis später, Mabel.« Er lächelte. »Ich muß mich noch daran gewöhnen«, versicherte er und verließ die Kabine.

Börsinger sah hinter ihm her, bis er verschwunden war. Dann vergewisserte er sich, daß die Tür geschlossen war, ehe er sagte: »Den haben Sie ganz hübsch um den Finger gewickelt, Mabel Rushton.« Mabel lächelte noch immer.

»Er hat es nicht anders verdient«, sagte sie.

Inzwischen war auch Garcia in der Zentrale aufgetaucht. Er hatte Lancaster unzählige Fragen gestellt und wollte wissen, wie es nun weiterging. Schließlich verlor der Sergeant die Geduld.

»Hören Sie zu, Mister, ich bin nur der Navigator. Es ist meine Aufgabe, den vom Kommandanten festgesetzten Kurs zu überprüfen und notfalls zu berichtigen. Das Schiff hat die befohlene Position erreicht. Damit basta! Was weiter geschieht, bestimmt Leutnant Mangold. Er ist bereits auf dem Weg hierher. Fragen Sie doch den, wenn Sie etwas wissen wollen.«

Garcia biß sich auf die Lippen und schwieg. Er verzichtete darauf, die Männer unnötig zu reizen. Später, wenn er sie nicht mehr brauchte, würde er es ihnen schon heimzahlen.

Mangold kam in die Zentrale.

Er studierte den Raum, verglich mit den Sternenkarten und prüfte auf einer Tabelle die Bahndaten des verschwundenen Planeten.

»Umlaufzeit zwei Millionen Jahre ... eine Ellipse ... der eine Brennpunkt ist unser Sonnensystem. Das letzte Mal, als >Wanderer< hier stand, lief er in Richtung KB-79-BY.« Er schüttelte den Kopf. »Mit neunzig Prozent Lichtgeschwindigkeit sollten wir ihn in knapp drei Tagen eingeholt haben. Vielleicht schon in zwei.«

Garcia fuchtelte mit beiden Händen in der Luft herum. »Können wir nicht schneller ...?«

»Nein!« Mangold sah ihn kalt an. »Sie können es wohl nicht abwarten, was? Wenn wir Hypersprünge unternehmen, verfehlten wir >Wanderer< garantiert. Es würde noch länger dauern. Ich rate Ihnen, die Navigation mir und meinen Leuten zu überlassen. Zwei bis drei Tage also. Es wäre mir lieb, wenn Sie sich jetzt in Ihre Kabine begäben und uns nicht bei den Berechnungen stören. Wir brauchen Sie hier nicht.«

Garcia starre Mangold wütend an. »Was fällt Ihnen ein, Sie ..., Sie ...« »Wenn Ihnen was eingefallen ist, können Sie es mir ja über Interkom mitteilen«, schlug Mangold vor und zeigte auf die Tür. »Je eher Sie verschwinden,

desto eher können wir anfangen. Ah... Sie erhalten Verstärkung. Börsinger, ich riet Ihrem Freund Garcia gerade, hier zu verschwinden. Wir haben zu arbeiten.« Börsinger blieb in der Tür stehen.

»Kommen Sie, Garcia. Wir können uns auf Leutnant Mangold verlassen. Er wird genau das tun, was von ihm erwartet wird. Glauben Sie mir.« Widerstrebend folgte Garcia ihm. Als die Tür geschlossen war, atmete Lancaster auf. »Wie haben Sie das geschafft, Chef? Der dicke Stoppelkopf scheint Ihnen zu trauen. Anders der weißhaarige Don Juan. Der würde am liebsten noch gleich hier schlafen.« »Position?« fragte Mangold kurz. Lancaster erklärte sie ihm und fügte hinzu: »Wir sind jetzt allein, Chef, und die anderen verstehen von der Raumfahrt soviel wie ein Maulwurf vom Segelfliegen. Soll ich den Kurs zur Erde setzen?«

»Sie sind verrückt geworden, Lancy. Glauben Sie denn, man würde uns dort mit offenen Armen empfangen? Kein Wort würde man uns glauben. Nein, wir haben keine andere Wahl, als das Spiel zu Ende zu spielen. Wir werden >Wanderer< finden.«

»Sie wollen den Verbrechern helfen?« Lancaster starnte Mangold verblüfft an. »Und ich dachte, wir würden bei der erstbesten Gelegenheit...«

»Bei der besten Gelegenheit!« versicherte Mangold mit Betonung. »Aber nicht bei der erstbesten!«

In Terrania liefen alle Fäden des solaren Geheimdienstes zusammen und wurden dort von einem einzigen Mann gehalten. Dieser Mann war Allan D. Mercant, und infolge der erhaltenen Zelldusche sah er noch genauso aus wie vor fünfzig Jahren. Er war klein und schmächtig. Ein blonder Haarkranz umrahmte seine Glatze, an der auch die relative Unsterblichkeit nichts zu ändern vermochte hatte. Sein freundliches und stilles Lächeln ließ ihn harmlos erscheinen, und wer Allan D. Mercant nicht kannte, hätte ihn vielleicht für einen mittleren Beamten gehalten, der am Wochenende seinen Schrebergarten bebaute oder Schmetterlinge sammelte.

Mercants Aussehen täuschte. Er blieb ständig im Hintergrund und dirigierte seine Agenten, die überall auf der Erde und den Planeten des Sonnensystems saßen. Nur wenige Menschen bekamen ihn in seiner Eigenschaft als Chef des Geheimdienstes zu sehen. Es gab enge Mitarbeiter Rhodans, die ihn für einen einflußreichen Beamten der Verwaltung hielten.

Vier Tage nach dem Verschwinden der Gazelle hatte Mercant seine Nachforschungen beendet. Das Ergebnis lag vor, Tatsachen mit Spekulationen vermischt.

Perry Rhodan und Reginald Bull empfingen Mercant in ihrem Arbeitszimmer hoch über Terrania im obersten Stockwerk des Verwaltungsgebäudes.

»Ich glaube, Sir, der Fall liegt ziemlich klar.«

»Hoffentlich nichts Ernsthaftes, Mercant.«

»Wie man es nimmt. Lassen Sie mich der Reihe nach berichten, was geschehen ist. Darf ich erwähnen, daß es nicht einfach war, die Hintergründe aufzudecken? Wir mußten das Privatleben der Besatzung aufdecken, und dabei stellte es sich heraus, daß nur der Kommandant, Leutnant Mangold, verdächtig schien. Er hatte in den vergangenen Wochen Kontakt mit einflußreichen Persönlichkeiten der Wirtschaft aufgenommen, vor allen Dingen mit Mabel Rushton und ihrer Tochter Barbara.«

»Cherchez la femme«, murmelte Reginald Bull und grinste breit. »Er hat die Gazelle geklaut, um mit seiner Barbara die Flitterwochen irgendwo zwischen den Sternen zu verbringen. Klarer Fall.«

»Dachten wir auch zuerst«, sagte Mercant ernst. »Aber dann stellten wir einige Dinge fest, die uns stutzig machten. Sie erinnern sich der Gesuche einflußreicher und mächtiger Personen, Sir, die immer wieder hier eintreffen. Die Leute bitten um die Zelldusche.«

Rhodans Augenbrauen hoben sich unmerklich. In seinen Augen dämmerte plötzliches Verständnis. Er nickte.

»Das also!«

»Das, Sir! Mrs. Rushtons Tochter war der Köder, mit der Leutnant Mangold geangelt wurde. Menschlich verständlich, aber trotzdem ein Verbrechen. Außerdem waren noch ein gewisser Ronald Börsinger und Lopez Garcia an der Aktion beteiligt. Sie trafen Leutnant Mangold und flogen mit ihm nach Kalisto. Dort wurden Barbara und der auch Ihnen bekannte Manager Jacques Duval abgesetzt. Die Gazelle startete, durchbrach die Wachgürtel und verschwand spurlos im Raum. Ich habe inzwischen Befehl gegeben, Miß Rushton und Monsieur Duval zu verhaften und nach Terrania bringen zu lassen. Ich denke, wir erfahren dann den Rest.«

»Gute Arbeit«, lobte Rhodan. »Ich möchte mit Duval sprechen, sobald er hier eintrifft. Was schlagen Sie vor, was mit ihm geschieht, Mercant?«

»Noch kein Vorschlag, Sir. Ich muß erst die Motive kennen. Eine Tat soll nicht ihrer selbst wegen, sondern nur der Motive wegen bestraft werden. Das Motiv war eindeutig die Erlangung der Zelldusche, wenigstens bei jenen Personen, die mit

der Gazelle flogen. Bei Mangold war es Liebe. Und bei Duval kann es ebenfalls Liebe gewesen sein. Wir werden es herausfinden.«

»Wie hoch kann Liebe bestraft werden?« fragte Rhodan mit einem feinen Lächeln.

Mercant erhob sich und zuckte die Schultern.

»Das kommt auf die Art der Liebe an«, sagte er. »Darf ich mich verabschieden, Sir?«

Bully sah ihm nach, bis die Tür geschlossen war.

Er schüttelte den Kopf.

»Verrückt, wenn du mich fragst. Da klaut man ein Raumschiff, um nach >Wanderer< zu fliegen. Wegen der Zelldusche. Die werden sich wundern, wenn sie dem Unsterblichen begegnen. Bin gespannt, was der ihnen

erzählt.«

»Das Motiv ist menschlich verständlich, und daher kaum zu verurteilen. Wir werden Mangold und seine Gazelle nicht verfolgen.«

»Nicht verfolgen? Warum nicht? Wenn du das durchgehen läßt, werden bald ganze Flotten fahnenflüchtiger Offiziere mit ihren Mannschaften nach >Wanderer< fliegen, um die Zelldusche zu erhalten.«

»Niemand wird davon erfahren, Bully. Und außerdem vertrete ich die Auffassung, daß jeder Mensch ein Recht darauf hat, die Zelldusche zu erlangen. Die letzte Entscheidung liegt beim Unsterblichen, und ich gehe jede Wette ein, daß er im Fall Mangold und seiner Entführer seine Entscheidung bereits getroffen hat. Warum sollten wir uns da einmischen?«

»Du meinst...?«

»Genau das, Bully! Wir werden ihm nicht ins Handwerk pfuschen. Wir werden die Entscheidung des Unsterblichen respektieren, wie immer sie auch ausfällt. Wenn Mangold, Börsinger, Garcia und die Rushton jemals zur Erde zurückkehren, wird ihnen von unserer Seite aus nichts geschehen. Ich bewundere den Mut dieser Männer, und ganz besonders den von Mabel Rushton. Denn es gehört Mut dazu, ein Wesen wie den Unsterblichen betrügen zu wollen.«

Bully nickte langsam.

»Vielleicht hast du recht. Aber wenn es so ist, dann werden sie eine Enttäuschung erleben. Wir kennen doch den Unsterblichen. Er wird sie zum Teufel jagen. Nie wird er ihnen die Zelldusche gewähren.«

»Da bin ich nicht so sicher«, sagte Perry Rhodan und lächelte.

In Mabel Rushtons Kabine hatten sich die Hauptakteure versammelt.

Lopez Garcia saß am Tisch, den Kopf in die Hände gestützt. Sein Gesichtsausdruck verriet Unwillen und Ärger. Ihm gegenüber hockte Ronald Börsinger, die Beine weit von sich gestreckt. Er belauerte jede Bewegung von Mabel Rushton, die auf ihrem Bett Platz genommen hatte.

»Was wollen Sie eigentlich von mir?« fragte sie.

Garcia hob den Kopf und starrte sie wütend an.

»Das fragen Sie auch noch? Sie wissen genau, was wir von Ihnen wollen. Eine Erklärung, was Sie für Geheimnisse mit dem Leutnant haben. Ich traue dem Kerl nicht, und Sie tun so, als wäre er unser bester Freund.«

»Das ist er auch, Garcia. Sie sind ein Dummkopf, mein Lieber. Ein Mann, der eine Frau liebt, würde alles für sie tun -das ist die Erklärung. Aber was wissen Sie schon davon. Sie haben in Ihrem ganzen Leben noch keine Frau wirklich geliebt. Sie haben immer nur sich selbst geliebt.«

»Was soll der Unsinn? Wenn ich mir Gedanken mache, dann nur zum Nutzen für uns alle. Wir haben ein Ziel und müssen es erreichen, oder wir sind erledigt. Ohne mich wären wir jetzt nicht hier. Ich beanspruche daher die Führerrolle der Expedition. Dazu gehört, daß meine Anordnungen widerspruchlos ausgeführt werden. Auch von Ihnen, Mabel.« Sie verzog nicht einmal das Gesicht. »Sie irren, Garcia. Ich werde mich niemals Ihnen unterstellen. Sie könnten mir da alles mögliche befehlen, nicht wahr? Wer ist denn zuerst auf die Idee gekommen, sich die Zelldusche zu beschaffen? Ich! Und dann erst boten Duval, Börsinger und ich Ihnen die Partnerschaft an. Das haben Sie wohl vergessen, mein Lieber?« »Mabel hat vollkommen recht«, stimmt e Börsinger zu. Er zeichnete mit seinem Stock imaginäre Kreise auf den Kabinenboden. »Ihnen steht die Führerrolle nicht zu. Sie dürfen froh sein, daß wir Sie mitgenommen haben.«

Garcia sprang auf, setzte sich aber wieder, als er in Ma-bels kalte Augen blickte.

»Das werden Sie mir büßen«, stieß er hervor. »Das werden Sie mir sehr büßen, wenn wir es geschafft haben.«

»Wir werden es schaffen«, stellte Mabel fest. Dann setzte sie hinzu: »Dank Leutnant Mangold werden wir es schaffen. Er bekommt meine Tochter als Lohn für seine Bemühungen. Ja, das wollte ich Ihnen auch noch sagen, Garcia: Lassen Sie Ihre schmutzigen Finger von Barbara, wenn wir zurückkehren. Leutnant Mangold wird keine Sekunde zögern, Sie zu töten.«

Statt Kreise zeichnete Börsinger unwillkürlich ein Kreuz auf den Boden. In seinen Augen war ein heimliches Leuchten. Er schien mit der Entwicklung der Dinge außerordentlich zufrieden zu sein.

Garcia antwortete nicht. Finster gab er Mabes Blick zurück, bis er endlich zur Seite sah.

Von dieser Sekunde an leitete Mabel Rushton die Expedition. Sie hatte sich ihre ursprüngliche Stellung zurückerobern. Sie wollte gerade etwas sagen, da schrillte eine Glocke. Im Lautsprecher unter dem Interkom-Bildschirm knackte es. Mangolds Stimme meldete: »Alarm! Ich glaube, wir haben >Wanderer< auf dem Bildschirm. Halten Sie sich bereit. Darf ich Mrs. Rushton bitten, in die Kommandozentrale zu kommen? Auf die Anwesenheit Garcias und Börsingers verzichte ich. Sie würden nur Unruhe verbreiten. Ende der Durchsage.« Mabel stand auf. Triumphierend sagte sie:

»Sie sehen, meine Herren, der junge Leutnant ist nicht ganz so einfältig, wie Sie stets annehmen. Bleiben Sie hier oder verschwinden Sie in Ihren Kabinen. Ich rufe Sie, wenn es soweit ist.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging sie hinaus auf den Korridor und ließ die Tür offen. Garcia und Börsinger warfen sich einen Blick zu, dann erhoben sie sich und begaben sich in ihre Kabinen. Sie zogen es vor, erst einmal abzuwarten.

»Wo ist er?« fragte Mabel, kaum daß sie die Zentrale betreten hatte.

Mangold deutete auf den Panoramaskirm.

»Dort. Mit freiem Auge ist er noch nicht zu erkennen, aber die Vergrößerung zeigt ihn bereits deutlich. Keine natürliche Sonne umkreist >Wanderer<, aber die künstlichen Lichtquellen sind stark genug, die ganze Oberfläche zu erleuchten. Das zurückgestrahlte Licht macht ihn sichtbar für unsere Gäste. Setzen Sie sich, Mabel. Ich denke, es wird höchste Zeit, daß ich Ihnen einiges über >Wanderer< erzähle, damit Sie später nicht zu sehr überrascht sind.«

Mabel setzte sich rechts neben ihn. Lancaster war aufgestanden und beschäftigte sich mit seinen Kontrollgeräten. Doc Ham saß im linken Sessel und starre mit ausdruckslosem Gesicht auf den Schirm.

»Der Planet des ewigen Lebens wurde vor etwa fünfzig Jahre von Rhodan entdeckt. Es ist ein künstlicher Planet, der mit unvorstellbaren Mitteln einer uns unbekannten Technik auf eine ebenfalls künstliche Umlaufbahn gebracht wurde, die ihn um einen Teil unserer Milchstraße herumführt. Einer der beiden Brennpunkte dieser ellipsenförmigen Bahn ist unsere Sonne. Für einen Umlauf benötigt >Wanderer< nach den Berechnungen unserer Wissenschaftler zwei Millionen Jahre. Auf >Wanderer< existiert nur ein Lebewesen, der Unsterbliche. Er ist niemals das, was er zu sein scheint, denn er nimmt ungezählte Formen an. Einmal erscheint er uns als Mensch, dann wieder als leuchtende Energiekugel. Der Unsterbliche ist das vergeistigte Konzentrat einer erloschenen Rasse, die es einst vorzog, das Körperliche ihres Seins aufzugeben. Das Resultat war ein nahezu allmächtiges Wesen. Es ist unsterblich, und es verfügt über Hilfsmittel, von denen wir uns keine Vorstellung zu machen vermögen. Es hat einen Planeten geschaffen, der einmalig im Universum ist. Dieser Planet ist eine Halbkugel, deren Schnittfläche die Oberfläche darstellt. Die fehlende Halbkugel wird durch einen Energieschirm ersetzt, der die Atmosphäre hält - wenn er gerade eine hat.

Eine künstliche Sonne gibt Licht und Wärme. Wenigstens war das bei jenem Besuch der Fall, an dem ich teilnahm. Ich erfuhr, daß es nicht immer so ist. >Wanderer< ändert sein Geicht, wenn der Unsterbliche es so will.«

Mabel hatte ruhig zugehört. Vieles wußte sie schon aus ihren irdischen Informationsquellen, aber sie hatte es nie so richtig glauben können. Alles war so unwirklich, so unglaublich.

»Und die Zelldusche? Glauben Sie, Mangold, daß der Unsterbliche sie uns gewähren wird?«

Der Leutnant zuckte die Achseln.

»Ich weiß es nicht, Mabel. Auf der Erde noch war ich davon überzeugt, daß er es niemals tun würde, aber ich bin nicht mehr so sicher. Er denkt in anderen Bahnen als wir. Vielleicht hält er Sie für würdig, aber ich weiß nicht, ob Garcia und Börsinger es auch sind.«

Sie sah ihn scharf an.

»Das ist ein Vorurteil, mehr nicht. Die beiden mögen Sie nicht, darum sind Sie innerlich gegen die Verlängerung ihres Lebens. Mich aber ... nun, zumindest tun Sie es Barbara zu liebe.«

»Ja, das wird es sein«, gab er zu. »Aber trotzdem, Mabel, schätze ich Sie persönlich sehr. Zwar sind Sie an dem Anschlag gegen mich beteiligt, aber ich akzeptiere Ihre Gründe. Wir alle hängen an unserem Leben und möchten es verlängern.«

Mabel Rushton sah wieder auf den Bildschirm. Ihr Gesicht hatte ein wenig Farbe bekommen.

»Wie lange noch?« fragte sie.

Mangolds Blick glitt über die Skalen.

»Wenn wie die Geschwindigkeit beibehalten, holen wir den Planeten in sieben Stunden ein. Seine Bahngeschwindigkeit ist ungewöhnlich hoch. In acht Stunden werden wir auf >Wanderer< landen - wenn alles gutgeht.«

»Es wird alles gutgehen«, sagte Mabel überzeugt.

Als sie den Planeten endlich erreichten, stieg Mangolds Mißtrauen. Er verlangsamte die Gazelle und ging in eine Kreis-

bahn. Unter sich sah er eine Welt, dessen Oberfläche nichts Außergewöhnliches aufzuweisen hatte. Es gab riesige Kontinente, große und kleine Inseln, alle mit dichten Wäldern, Steppen und Gebirgen bedeckt. Blaue Ozeane trennten sie, und unzählige Flüsse ergossen sich in die Meere.

Daß es >Wanderer< war, daran konnte kein Zweifel bestehen, denn der einsame Planet besaß keine Sonne. Aber er war eine Kugel, wie jeder andere Planet auch. Statt der Sonne umkreiste ein glühender Ball in geringer Höhe die Welt, wie ein künstlicher Satellit. Er sorgte dafür, daß es auf >Wanderer< so etwas wie einen Tag und eine Nacht gab. Die ersten Berechnungen ergaben zu Mangolds Verblüffung, daß der Tag hier ebenfalls vierundzwanzig Stunden dauerte.

Die Atmosphäre war atembar und hatte eine ähnliche Zusammensetzung wie die irdische. Meßproben ergaben, daß sie frei von jeglichen Bakterien und Staubkörpern war. Nur Pflanzensporen konnten in geringen Mengen festgestellt werden.

»Ist er das?« fragte Garcia mürrisch. »Wo ist die Zelldusche?«

Mabel warf ihm einen warnenden Blick zu, aber Mangold sah es.

»Unnötig, Mabel. Woran sollte er sonst denken? Darum kamen wir ja hierher. Zu Ihrer Beruhigung, Senör Garcia: Das, was Sie dort unten sehen, ist keine Wirklichkeit. Es ist eine Illusion, wenn auch eine fühl- und meßbare. Der Unsterbliche versteht es, seine Welt so erscheinen zu lassen, wie er es für richtig hält. Uns bietet er zur Begrüßung einen Ur-planeten, auf dem das tierische Leben erst am Beginn seiner Entwicklung steht, wenn überhaupt. Die Zelldusche...? Warten Sie damit noch, Senor.«

»Landen Sie endlich«, befahl Börsinger mit erregter Stimme. »Worauf warten Sie eigentlich noch?«

»Auf die Landeerlaubnis, wenn Sie gestatten.«

»Landerlaubnis?« Börsinger lachte heiser auf. »Sie machen Witze, was? Ich sehe niemand, der uns eine Erlaubnis erteilen könnte. Vielleicht gibt es den Unsterblichen gar nicht, und der bloße Aufenthalt auf der Welt da unten ge-

nügt, das Leben um sechzig Jahre zu verlängern. Wer weiß, welches Märchen uns allen dieser Rhodan aufgebunden hat. Los, Mann, landen Sie doch endlich!«

Mabel gab Mangolds fragenden Blick gleichmütig zurück.

»Er hat recht, Mangold. Landen Sie. Der Unsterbliche wird sich schon melden, wenn er etwas von uns will.«

»Umgekehrt!« krächzte Garcia. »Wir wollen etwas von ihm!«

Mangold spürte ein unbegreifliches Unbehagen, als er Lancaster zunichte. Der Navigator beschäftigte sich mit den Kontrollen und leitete den automatischen Landevorgang ein. Ein Platz war so gut wie der andere. Sie wählten die Südseite des größten Kontinents, wo ein breiter Küstenstreifen beste Bedingungen für eine glatte Landung verhieß. In der Nähe mündete ein breiter Strom ins Meer.

Wo ist der Energieschirm? fragte sich Mangold, als die Gazele tiefer ging und sich dem Zielort näherte. Sonst hatte immer der Energieschirm ungebetene Gäste ferngehalten. Jetzt war keiner da. Ungehindert drang die Gazelle immer tiefer in die unteren Schichten der Atmosphäre ein und setzte schließlich sanft in dem weichen Gras auf.

Der Antrieb verstummte.

»Nun aber nichts wie raus!« schrie Garcia und klopfte Börsinger auf die Schulter. »Sie kommen mit, Mangold, damit Ihr Freund hier...«, er zeigte auf Lancaster, »nicht auf den dummen Gedanken kommt, ohne uns zu starten. Könnte euch so passen, uns hier sitzen zu lassen.«

»Draußen werden wir eine Antwort erhalten«, sagte Börsinger ruhig. »Vielleicht ist es wirklich nur die Strahlung der merkwürdigen Sonne, die das Leben verlängert. Es ist keine gewöhnliche Sonne, wie jeder zugeben muß. Sie kann gut die Zelldusche sein.«

»Vielleicht«, murmelte Mabel Rushton unsicher. »Vielleicht aber auch nicht. Niemand weiß, ob Rhodan gelogen hat. Die Berichte über >Wanderer< widersprechen sich.«

»Kommen Sie endlich«, drängte Garcia, der es nicht mehr abwarten konnte. In der Hand hielt er wieder die Pistole. In

seiner Tasche war der Schlüssel zum Waffenschrank. Den hatte er gleich am ersten Tag ihres Fluges an sich genommen, um Überraschungen zu vermeiden. »Ich will wissen, woran wir sind.«

Mangold ging voran.

Die künstliche Sonne stand fast im Zenit. Die Luft war warm, und es ging kein Wind. Ruhig und fast unbewegt lag die weite Fläche des Meeres vor ihnen. Kein Grashalm bewegte sich. Es roch nach Sand und Blüten.

Mangold sah sich nach allen Seiten um, aber er konnte nichts entdecken, was seinen Verdacht rechtfertigte. Sie schienen wirklich allein zu sein. Der Unsterbliche kümmerte sich nicht um sie. Er ließ sie landen, und er würde es eines Tages auch wieder zulassen, daß sie starteten und davonflogen. Allerdings, ohne eine Zelldusche erhalten zu haben.

»Ich fühle mich schon jünger«, sagte Börsinger plötzlich und atmete die würzige Luft in tiefen Zügen ein.

»Wahrhaftig, ich fühle mich jünger.«

»Reden Sie keinen Unsinn!« Garcias Stimme klang scharf, fast schrill. Sie paßte nicht zu der friedlichen Umgebung. »Pure Einbildung! Wenn die Sonne wirklich etwas mit der Zelldusche zu tun hat, geht es nicht so schnell. Wahrscheinlich müssen wir einige Tage oder Wochen hier zubringen, ehe sich eine Wirkung bemerkbar macht.«

»Schöne Aussichten.« Mabel stand neben Mangold und hielt sich an seinem Arm fest. Fast hätte man meinen können, die beiden wären alte Freunde und verstünden sich ausgezeichnet. Garcia sah es aus den Augenwinkeln heraus, aber er ignorierte es. Börsinger rümpfte die Nase. »Werden wir im Schiff wohnen?«

»Wo sonst? Wollen Sie hier vielleicht Zelte bauen?«

»Sie reden Unsinn, Garcia«, sagte Mabel. »Wissen Sie, ob es nur die Sonne ist? Vielleicht ist es auch die Luft, oder das Leuchten der Sterne. Wir wissen nichts. Wir wissen nur, daß dies >Wanderer< ist.«

»Wir haben Plastikhütten im Laderaum«, warf Mangold ein.

»Dann holen Sie die gefälligst«, befahl ihm Garcia scharf.

Mangold drehte sich um und stieg durch die Bodenschleuse in den unteren Laderaum der Gazelle. Erst als er in der Luftschiele stand, begriff er, welchen Fehler der Südamerikaner gemacht hatte. Kurz entschlossen drückte er auf den roten Knopf neben der Außenluke. Die Luke schloß sich mit einem dumpfen Laut.

Mangold atmete auf. Nun war er sicher. Es gab nichts, mit dem man ihn oder seine Leute zwingen konnte, die Piraten wieder an Bord zu nehmen. Sie waren draußen, auf dem fremden Planeten. Er aber war im Schiff. Wenn er den Schutzschirm einschaltete, würden sie nicht einmal mehr in die Nähe der Gazelle kommen können.

Er sprang in den Lift und betrat die Kommandozentrale. Lancaster stand mitten im Raum und sah ihm entgegen. Doc Ham saß vor den Funkgeräten. Auch er sah auf und starnte Mangold fragend an. Gremag war irgendwo im Maschinenraum.

»Was ist los, Chef?«

»Sie haben einen Fehler gemacht, Doc. Sie haben mich ins Schiff geschickt, um die Plastikhütten zu holen. Ihr Pech. Jetzt sind wir wieder die Herren unserer Gazelle.«

»Dann nichts wie weg hier, Leutnant«, riet Lancaster und strahlte vor Freude. »Diesen weißhaarigen Kerl habe ich nie leiden können. Der Dicke ging ja noch. Und was die Frau angeht ...«

Er schwieg verwirrt. Jeder wußte, daß Mangold sich gut mit ihr verstanden hatte.

»Nur ihretwegen mache ich mir Sorgen«, gab Mangold freimütig zu. »Wäre sie nicht, würde ich ohne Bedenken einem sofortigen Start zustimmen. Aber sie ist die Mutter von Barbara, von der ich nicht weiß, ob sie mich verraten hat oder ob sie mich liebt.«

»Was wollen wir denn tun?« Lancaster sah durch die Kuppel. Er mußte sich auf die Zehenspitzen stellen, um einen besseren Sichtwinkel zu bekommen. »Sie haben etwas gemerkt. Garcia droht mit der Pistole.«

»Sie nützt ihm nichts.« Doc Ham verließ den Funkstand und rutschte seitwärts zur Waffenkontrolle. »Soll ich ihm eins auf den Pelz brennen?«

»Schalten Sie die Außenmikrophone ein. Ich will mit ihnen reden.«

Während er wartete, sah er nach draußen. Mabel hatte sich von den beiden Männern getrennt und war ein Stück auf das Meer zugegangen. Sie setzte sich auf einen Stein und sah hinaus auf die blaue Wasserfläche. Ihre Hände spielten mit dem feinen Sand. Es schien, als habe sie alles Interesse am ewigen Leben verloren.

Garcia rief unverständliche Worte zu der Kuppel hoch, die mehr als achtzehn Meter über dem Erdboden war. Börsinger stand dabei, die Hände in den Taschen vergraben, mit unbeteiligtem Gesicht. Endlich funktionierte die Außenanlage.

»... sofort raus, sonst gibt es Ärger. Haben Sie verstanden, Leutnant? Ich bringe die Alte um, wenn Sie nicht reagieren oder fliehen. An ihr liegt mir nichts, aber Ihnen doch wohl, he? Wenn Sie die Tochter wollen, müssen Sie die Mutter wieder heil zur Erde bringen.«

Dieses Schwein, dachte Mangold hilflos. Natürlich, die Methoden blieben gleich. Zuerst drohten sie ihm, Barbara umzubringen, wenn er sie nicht nach >Wanderer< brachte, und nun war Mabel dran. Dieser Garcia war ein Gangster übelster Sorte. Doc Ham konnte ihn jetzt töten, aber es wäre keine Lösung.

»Sie werden den Mord um keine zehn Sekunden überleben«, sagte Mangold in das Außenmikrophon. »Seien Sie vernünftig, Garcia. Ich habe nie die Absicht gehabt, Sie hier im Stich zu lassen.« »Dann kommen Sie raus, Sie Feigling!« »Keine Sorge, ich werde kommen, aber nur dann, wenn Sie einige Bedingungen erfüllen. Wenn wir schon Partner sind, dann gleichberechtigte. Werfen Sie Ihre Waffe ins Meer, aber weit genug. Los, worauf warten Sie noch?«

»Meine Pistole? Sind Sie verrückt? Wir brauchen sie vielleicht.«

»Wir haben bessere im Schiffsarsenal. Daß Sie den Schlüssel haben, spielt keine Rolle. Wir öffnen den Schrank auch ohne Schlüssel. Nun, was ist?«

»Und wenn ich es tue?« Garcias Stimme war voller Mißtrauen. »Dann bringen Sie mich um.«

»Seien Sie kein Narr. Sie wären längst tot, wenn ich das wollte. Ein Impulsgeschütz ist genau auf Sie gerichtet. Ein Knopfdruck, und von Ihnen bleibt nichts als ein Häufchen Asche übrig. Ich will nur, daß wir uns künftig unter gleichen Bedingungen gegenüberstehen. Wenn wir auf dieser Welt Waffen benötigen, erhalten Sie auch welche.«

Garcia zögerte. Er ging langsam zu Mabel und blieb neben ihr stehen. Sie sah auf. »Sie sind ein Schuft, Garcia«, sagte sie kalt und überlegen. »Sie wollten mich umbringen.«

»Unsinn, das war doch nur ein Bluff. Vielleicht hätten wir den alten Zustand wiederhergestellt. Na, wir werden uns auch mit dem neuen abfinden. Wie konnte ich nur so dumm sein, den Kerl ins Schiff zu lassen?«

Im hohen Bogen warf er die Pistole weit ins Meer hinaus, dann kehrte er zum Schiff zurück.

»In Ordnung«, rief er und drehte die leeren Hände nach oben. »Ich bin waffenlos. Jetzt machen Sie endlich auf.«

»Gut, ich öffne die Luke. Aber warten Sie in der Schleuse. Dort übergeben Sie mir den Schlüssel zum Handwaffen-schrank. Die Versuchung für Sie wäre zu groß.«

Zähnekirschen gehorchte Garcia. Mangold nahm den Schlüssel und ließ ihn in seiner Tasche verschwinden. Dann sagte er zu Garcia und Börsinger:

»Die Plastikhütten liegen dort im Regal. Beginnen Sie mit dem Aufbau. Es ist besser, wenn wir nicht im Schiff schlafen, wenigstens Sie nicht. Mabel bekommt eine Hütte für sich. Das Beste ist, Sie stellen sie oben am Hügel auf, wo die Ebene beginnt. Man weiß nicht, ob ein Sturm oder eine Flut kommt. Das Schiff ist sicher. Wir werden auch einige Vorräte ausladen.«

»Komisch«, knurrte Börsinger. »Es sieht fast so aus, als wollten Sie uns unbedingt loswerden. Was haben Sie nun wirklich vor, junger Mann?«

»Ich bin nur vorsichtig, das ist alles. Keine Sorge, solange Mabel Rushton auf >Wanderer< bleiben möchte, bleibe ich auch. Genügt Ihnen das?«

Garcia knurrte etwas Unverständliches und machte sich an dem von Mangold bezeichneten Regal zu schaffen. Bald schleppten er und Börsinger die vorgefertigten Einzelteile der Notshütten aus dem Schiff und lagerten sie etwa hundert Meter vom Strand entfernt im hohen und weichen Gras.

Es war ein guter Lagerplatz. Im Süden war das Meer. Im Westen lag die Flußmündung. Im Norden türmten sich die Berge in den wolkenlosen Himmel, und davor wie auch im Osten wucherte der Wald.

Die Sonne war weiter nach Westen gewandert. Mangold übergab Lancaster das Kommando und verließ das Schiff. Er zeigte den beiden Männern, wie man die Hütten aufstellte, und nahm Mabel am Arm. Er ging mit ihr zum nahen Strand. Garcia rief etwas hinter ihm her, aber er verstand es nicht. Er wollte es auch nicht verstehen. »Ich hätte ihn von Doc Ham erschießen lassen sollen«, sagte er und versuchte, in ihrem Gesicht eine Reaktion zu erkennen. »Ich habe es nur Ihretwegen nicht getan, Mabel. Ich möchte, daß Sie lebendig mit zur Erde zurückkehren.«

»Danke«, sagte sie sachlich. »Garcia ist gefährlich; ich warne Sie. Mein Einfluß auf ihn ist gering, obwohl ich nun offiziell die Expedition leite. Man mißtraut mir, weil ich mich gut mit Ihnen verstehe. Dabei ruht dieses Verstehen doch gerade auf dem Plan, den Garcia und Börsinger ausheckten. Sie waren es, die Barbara als Lockvogel vorschlugen.«

Mangold fragte schnell: »Wußte Barbara davon?«

»Nein«, erwiderte Mabel, ohne zu überlegen. »Sie wußte es nicht. Aber ich wußte es. Es tut mir leid, aber es war die einzige Methode, Sie zu überlisten und später zu zwingen, in unsere Dienste zu treten. Sie werden später einmal die ganze Wahrheit erfahren, Mangold.«

»Hoffentlich ist es dann nicht zu spät.«

Sie bückte sich und tauchte die Hand ins Meer.

»Das Wasser ist wunderbar warm. Ob man baden kann?«

»Morgen werden wir einige Untersuchungen anstellen, dann kann ich es Ihnen sagen.« Er lächelte. »Haben Sie Ihren Badeanzug dabei?«

Sie lächelte zurück. »Warum?« fragte sie.

7.

Vier Tage nach ihrer Landung begegneten sie dem Unsterblichen.

Inzwischen war nicht viel geschehen. Sie hatten sich soweit häuslich eingerichtet. Garcia, Börsinger und Mabel wohnten in den Hütten, während Mangold und seine drei Besatzungsmitglieder es vorzogen, im Schiff zu bleiben. Sie teilten die Auffassung Mabels nicht, daß der bloße Aufenthalt auf dem Planeten genügte, die Zeldusche zu erhalten. Sie glaubten an Rhodans Version und waren fest davon überzeugt, daß der Unsterbliche ihnen niemals das ewige Leben gewähren würde. Also verlangten sie auch nicht danach.

Da niemand wußte, wie lange sie sich hier aufhalten würden, beschloß man, die Vorräte durch frische Lebensmittel zu ergänzen. Mangold teilte einfache Schußwaffen aus und stellte Jagdexpeditionen zusammen. Es nahm immer einer von der Besatzung daran teil.

Am vierten Tag beschlossen Garcia und Börsinger, weiter ins Innere des Festlandes vorzustoßen. Es sollte heute weder gejagt, noch sollten Früchte gesammelt werden, sondern man wollte sich die Gegend ansehen. Mabel entschloß sich, die beiden Männer zu begleiten. Im letzten Augenblick kam auch Mangold noch mit.

Sie nahmen den Flugleiter aus dem Laderaum der Gazzelle und machten ihn startbereit. In der engen Kabine, eigentlich nur für drei Personen berechnet, fanden sie gerade noch Platz. Mangold übernahm das Steuer. Neben ihm saß Mabel, dicht an ihn gepreßt. Auf dem Hintersitz hatten Garcia und Börsinger Platz genommen.

In wenigen Metern Höhe glitt das Fahrzeug über die graue Steppe dahin, lautlos und von Schwerkraftfeldern getragen. Manchmal mußte Mangold vereinzelt wachsenden Bäumen ausweichen, dann waren es wieder aufragende Berge, die ihn zwangen, den Kurs zu ändern. Sie flogen dicht über gewaltige Herden vierbeiniger Tiere dahin, die friedlich grasten und sich nicht um die Maschine kümmerten, die über sie dahinglitt.

»Fleisch genug«, knurrte Börsinger. »Hungern werden wir hier also nicht.«

Garcia starnte auf die Hänge der nahen Berge.

»Ich habe eine untrügliche Nase dafür - ich wette um jeden Betrag, daß dort dicht unter der Oberfläche Silber liegt. Alle Anzeichen dafür sind vorhanden.«

»Sie haben Sorgen«, sagte Mabel und drehte sich zu den beiden um. »Wenn Sie keine anderen haben, beneide ich Sie.«

Mangold stieg höher und landete schließlich auf einem felsigen Plateau in Gipfelnähe eines hohen Berges. Die Temperatur war erträglich, und es wehte ein erfrischender Wind.

»Jetzt können Sie nach Silber graben, Garcia«, sagte er spöttisch. »Ich sehe mir die Gegend an.«

Die Zwischenlandung lohnte sich. Man konnte die Steppe nach Süden hin bis zum Meer übersehen. Breit wälzte sich der Strom mitten hindurch und verzweigte sich an der Mündung in tausend Arme und Inselchen. Links erstreckten sich weite Wälder bis zum Horizont, von riesigen Steppenlichtungen unterbrochen. Nach Norden zu war das Gelände unwirtlicher. Gebirge reihte sich an Gebirge.

Mangold schrak zusammen, als er Garcia rufen hörte. Er drehte sich um und sah den Südamerikaner wie verrückt herumtanzen und unmißverständliche Laute ausspielen. Börsinger stand dabei und schüttelte den Kopf. Mabel tippte sich vielsagend an die Stirn.

»Was ist passiert, Garcia?« fragte Mangold und lief zu ihm.

Garcia deutete auf den steinigen Boden, bückte sich und nahm einen Felsbrocken auf. Mangold erkannte auf den ersten Blick die silbern schimmernden Erzadern darin.

»Silber, wie ich sagte! Ein unvorstellbares Lager. Die Adern im Berg müssen meterdick sein, sonst könnte das

Zeug nicht lose herumliegen. Ich muß sofort die Schürfrechte beantragen, ehe mir jemand zuvorkommt. Gucken Sie mich nicht so an, Leutnant. Ich habe es zuerst entdeckt...«

»Sie Narr!« Mangold trat verächtlich mit dem Fuß nach einem Erzbrocken. »Von mir aus können Sie hier nach Silber graben, bis Sie schwarz werden. Kommen Sie, Börsinger, Mabel. Wir wollen ihn nicht abhalten.«

Garcia kam zur Vernunft. Zusammen mit den anderen kehrte er zum Gleiter zurück. Noch ehe sie ihn erreichen konnten, sahen sie plötzlich, daß außer ihnen noch jemand auf dem Plateau war.

Ein Mann.

Er war alt, uralt, und trug einen langen Bart. Er ging langsam und hoch aufgerichtet, und in seinen Augen brannte ein seltsames Feuer. Eine Art Umhang hing von seiner Schulter und reichte bis zu den Füßen.

»Wer ist das?« stieß Garcia hervor.

»Jetzt können Sie Ihre Schürfrechte beantragen«, entgegnete Mangold.

So ruhig, wie Mangold tat, war er nicht. Er wußte, daß der Fremde kein anderer als der sagenhafte Unsterbliche sein konnte. Diesmal hatte er die Gestalt eines alten Mannes angenommen.

Der Alte mit dem Bart setzte sich auf einen Stein, von dem Mangold nicht wußte, ob er vorher schon dagewesen war. Er tat es mit einer Selbstverständlichkeit und Gelassenheit, die unwillkürlich Achtung abverlangte. Als er sprach, tat er es mit einer abgeklärten Ruhe, die zum Lauschen zwang und Aufmerksamkeit erheischte.

»Sie, Leutnant Mangold, können zuhören, aber ich habe Ihnen nichts zu sagen. Das, was ich zu sagen habe, geht nur diese drei an. Dort sind Steine. Setzen Sie sich.« Er nickte ihnen zu, und dort, wo vorher keine Steine waren, lagen auf einmal welche. Sie hatten die richtige Höhe und waren mit weichem Moos bewachsen.

Stumm und unfähig, das Geschehen zu begreifen, nahmen Garcia, Börsinger und Mabel Platz. Mangold blieb etwas abseits stehen. Er rührte sich nicht. Ihm hatte der Unsterbliche nichts zu sagen ...? Was sollte das bedeuten? War es ein gutes Zeichen, oder ein schlechtes ...?

»Ich weiß, warum Sie zu mir gekommen sind«, begann der alte Mann mit den wissenden Augen. »Sie wollen die Zelldusche, die Ihnen von Perry Rhodan verweigert wurde. Sie wollen Ihr Leben verlängern, obwohl Sie die Ihnen von der Natur zugebilligte Spanne fast durchschritten haben. Garcia und

Börsinger haben jeder noch etwa zehn Jahre, Mabel Rushton sogar noch achtzehn. Das genügt Ihnen nicht? Dabei gab das Leben Ihnen alles, was Sie sich wünschten. Sie besitzen Macht und Reichtum, womit Sie sich alles kaufen könnten - außer Liebe, natürlich. Sie sind gesund geblieben und kannten niemals ernsthafte Erkrankungen. Und doch sind Sie unzufrieden. Sie beginnen sogar ein Verbrechen, um hierher zu gelangen. Und nun wollen Sie die Zelldusche.«

Er schwieg und sah sie der Reihe nach an. Mangold fühlte Erleichterung. Der Unsterbliche wußte alles. Es war nicht nötig, ihm Erklärungen zu geben. Er würde also auch wissen, welches seine Motive waren und daß er nicht wegen der Zelldusche gekommen war.

»Jeder Sterbliche hat den begreiflichen Wunsch, sein Leben zu verlängern und den Tod hinauszögern«, fuhr der Alte fort und sah durch die drei Menschen hindurch, die vor ihm saßen. »Aber er weiß auch nicht, was er damit anrichtet. Er stört den Lauf der Dinge, wie der ewige Kreislauf von Werden und Vergehen genannt werden kann. Er stört das Gleichgewicht des Universums und will es aus den Angeln heben. Sicher, die Unsterblichkeit ist zu erreichen, von jedem Lebewesen, aber es ist eine relative Unsterblichkeit, die nichts mit dem Weiterbestehen des Körpers zu tun hat.«

»Hören Sie damit auf, Alter!« Garcias Stimme sollte resolut und herrisch klingen, aber der Tonfall gelang ihm nicht ganz. Unsicherheit schwang mit, und ein kleines bißchen Angst. »Wie lange sollen wir uns noch solche Predigten anhören? Sind wir deshalb hierhergekommen, um uns eine Lektion Philosophie erteilen zu lassen?« Der alte Mann sah ihn lange an, dann lächelte er müde.

»Natürlich, ich wußte es. Sie sind selbst ein alter Mann, aber Sie halten nicht viel von dem Alter, seiner Erfahrung und seiner Weisheit. Ich bin älter als Sie, glauben Sie mir. Ich habe mehr gesehen als Sie, und ich weiß mehr. Meine Rasse war auch einmal sterblich, aber sie strebte nach der Unsterblichkeit und dem ewigen Leben. Sie bekam es. Aber sie mußte sich dafür opfern, und nur ein einziges Gemeinschaftswesen blieb - ich. Mein Körper, der vor euch sitzt, besteht aus will-

kürlich geformten Energiefeldern, die Materie zu sein scheinen. Ich werde niemals vergehen, so wie auch Energie nie mals vergeht, sondern sich nur immer wieder wandelt und neu erneut. Ich bin einsam, weil ich unsterblich bin. Vielleicht bin ich das einsamste Geschöpf des Universums. Wollen Sie auch einsam werden?«

»Wir wollen die Zelldusche, sonst nichts«, sagte Mabel hart. »Wir wollen nicht älter werden, und wir wollen nicht sterben. Nicht in zehn und nicht in achtzehn Jahren. Ob wir dann später als Unsterbliche einsam sein werden oder nicht, das lassen Sie unsere Sorge sein.«

»Die Zelldusche verlangt Opfer, Mabel Rushton«, sagte der Unsterbliche freundlich, als habe er denfordernden Ton in Mabels Stimme nicht vernommen. »Opfer, die Sie sich jetzt noch nicht vorstellen können. Haben Sie sich schon einmal überlegt, warum der Mensch stirbt, obwohl er doch in den Wurzeln seines Seins alle Veranlagungen zur Unsterblichkeit verankert hat? Seine Körper/eilen ersetzen sich laufend und sorgen dafür, daß er immer wieder erneuert wird, und doch hört das eines Tages auf, und er stirbt. Glauben Sie wirklich, das geschähe ohne einen Grund? Glauben Sie nicht, daß der Prozeß des allmäßlichen Alterns etwas Schönes sein kann?«

»Ich möchte wissen«, knurrte Mabel, »was daran so schön sein soll.«

»Versuchen Sie, es zu verstehen. Sie, die Menschen, werden geboren. Es ist nichts anderes als eine Wiedergeburt, denn nichts kann aus dem vollkommenen Nichts entstehen. Ihr Leben war schon vorher vorhanden, es wurde nur neu geformt. Nur Ihr Bewußtsein kehrt zurück, aber es hat die Vergangenheit vergessen.«

»Religionsunterricht!« stöhnte Börsinger. »Auch das noch!«

Der Unsterbliche nahm den Einwurf gar nicht zur Kenntnis.

»Nun leben Sie bewußt, werden dabei älter und reifer und sammeln Erkenntnisse und Erfahrungen. In Ihrem Innern ist etwas, das Sie nur erahnen, aber niemals begreifen können, Sie nennen es Seele. Sie möchten an diese Seele glauben, weil Sie hoffen, daß sie es ist, die die Unsterblichkeit erlangen kann. Sie hoffen, daß Sie nach dem Tod die Existenz dieser Seele bewußt miterleben können. Sie ist es, die Ihnen die Angst vor dem Tod nimmt - wenn Sie daran glauben. Aber der Zweifel ist meist stärker, und die Angst vor dem Ende bleibt somit.«

»Das wissen wir alles«, sagte Garcia bedrückt. »Wie soll man an etwas glauben, das man nicht sieht?«

»Nicht das Sehen, sondern das Fühlen ist entscheidend, Garcia. Die Seele ist zu einem verfälschten Begriff geworden, der menschlichen Interessen dient. Es gibt sogar Einrichtungen, die sich die Angst des Menschen vor dem Tod zunutze machen. Doch davon will ich nicht reden. Ich will nur versuchen, Ihnen klarzulegen, daß eine solche Angst unnötig ist. Man kann nicht vor etwas Angst haben, das es nicht gibt, und es gibt kein endgültiges Verlöschen. Kein Lebewesen, und sei es noch so gering, existiert sinnlos. Selbst sein Tod erfüllte den Sinn des ewigen Kreislaufs, der durch sein körperliches Weiterbestehen unterbrochen würde.«

Der Unsterbliche schwieg. Er sah in Mangolds Richtung. Der Leutnant stand gegen den Gleiter gelehnt und sah hinab in die grüne Ebene. Er versuchte, die Worte des Alten zu begreifen, aber es gelang ihm nicht ganz. Das Gras dort in der Steppe — sicher, es wuchs und starb wieder ab. Es verfaulte und wurde zu Erde. Zu fruchtbarer Erde, die neuem Gras noch bessere Nahrung bot. Mit der Zeit wurde das Gras dann höher und dichter.

War es das, was der Unsterbliche meinte?

»Rhodan und viele seiner Freunde erhielten die Zelldusche«, sagte Mabel in das Schweigen hinein. »Stören sie auch den Kreislauf ewigen Seins oder Nichtseins?«

»Es muß immer Ausnahmen geben, Mabel Rushton. Rhodan ist eine solche Ausnahme. Wenn er körperlich stürbe, würde das das Schicksal der Menschheit entscheidend beeinflussen. Um weiterzuleben benötigt er nicht nur die Zelldusche, sondern auch die Hilfe seiner besonders begabten Freunde. Er existiert nicht für sich allein, sondern für alle

Menschen, und ich habe ihm damit eine beachtliche Bürde aufgeladen. Ich tat es nicht von mir aus. Es gibt jemand, der über mir steht.«

»Warum sind wir keine Ausnahmen?«

»Weil Ihre Existenz für den Weiterbestand der Menschheit ohne Bedeutung ist. Ich meine - Ihre bewußte Existenz!«

Garcia sprang auf, setzte sich aber sofort wieder. Er starrte den Unsterblichen wütend an.

»Unser Leben ist also bedeutungslos. Das meinen Sz'e, Alter. Wir aber denken anders darüber. Wir finden, daß unser Leben sogar von großer Bedeutung ist.«

»Derartige Ansichten sind relativ, Garcia. Vom Standpunkt des menschlichen Fortschritts aus betrachtet, dürfte Ihre Existenz sogar unerwünscht sein. Niemand verliert etwas, wenn Sie noch heute stürben - und zwar endgültig stürben.«

Es sah so aus, als wollte sich der Südamerikaner auf den alten Mann stürzen, aber dann blieb er doch sitzen.

Mabel fragte: »Sie versuchen uns einzureden, daß die Unsterblichkeit nichts als Nachteile mit sich bringt.

Warum verzichten Sie dann nicht selbst auf die Ihre und sterben endlich? Wollen Sie behaupten, das Weiterleben macht Ihnen keinen Spaß?«

»Spaß macht es nur selten, Mabel Rushton. Und ich betonte schon einmal, daß auch ich einem Höheren unterstehe. Niemand kann selbst über sein Leben oder seinen Tod entscheiden, ohne sich gegen die Gesetze des Universums zu vergehen. Ich bin unsterblich, und das ist endgültig. Selbst wenn ich wollte, ich könnte nichts daran ändern. Wenn Sie nur ahnten, wie ungeheuer schwer die Last der Unsterblichkeit ist, würden Sie noch heute in Ihr Schiff steigen und diese Welt verlassen.«

»Ich trage die Last gern«, sagte Börsinger lauernd. »Man könnte es doch wenigstens versuchen. Wenn es wirklich so furchtbar ist, wie Sie immer betonen, kann man jederzeit einen Schlußstrich ziehen. Jedenfalls bin ich nicht hierhergekommen, um unverrichteterdinge wieder abzuziehen. Ge ben Sie uns also die Zelldusche. Dann sehen wir weiter.«

»Ja, ganz richtig«, stimmte Garcia zu. »Geben Sie uns die Zelldusche, wenigstens dieses eine Mal. In sechs Jahrzehnten kehren wir zurück und teilen Ihnen mit, ob wir weiterzuleben wünschen oder nicht.« Der Alte lächelte.

»Es geht nicht um sechs Jahrzehnte. Die Last der Unsterblichkeit spürt man erst nach zehn oder auch zwanzig Jahrtausenden.«

Sie starrten ihn sprachlos an. Dann brachte Garcia hervor: »Gut, dann kommen wir erst in zwanzigtausend Jahren wieder.«

Mangold ballte die Fäuste. Diese Narren wollten einfach nicht begreifen, worum es ging. Sie waren unbelehrbar.

Sie hörten nicht auf den Unsterblichen, der es gut mit ihnen meinte und sie warnte.

Mabel war aufgestanden. Hoch aufgerichtet trat sie ein paar Schritte nach vorn und blieb dicht vor dem Alten stehen. Sie streckte die Hände aus und berührte ihn. Fast erschrocken fuhr sie zurück.

»Sie sind ja wirklich vorhanden? Ich dachte, Sie wären Energie und eine Spiegelung.«

»Auch der Planet ist wirklich vorhanden, obwohl er nur Energie ist. Energie ist Materie. Also bin auch ich Materie. Mabel Rushton, wollen Sie die Zelldusche wirklich haben? Jetzt auch noch?«

»Ja«, sagte sie entschlossen. »Ich will weiterleben und nicht altern. Ich bin wegen der Zelldusche gekommen, und ich will nicht darauf verzichten.« Sie trat zurück und sah ihn fest an. »Sie fragen so, als wären Sie nun anderer Meinung.«

»Meine Meinung hat sich nicht geändert, denn feststehende Tatsachen lassen sich nicht ändern. Sie begehen alle einen Fehler, wenn Sie die Zelldusche verlangen. Vergessen Sie nicht, unter welchen Umständen Sie sie erzwingen. Sie haben mehrere Menschen unglücklich gemacht. Und Sie werden noch mehr unglücklich machen, wenn Sie zur Erde zurückkehren. Rhodan wird Sie vielleicht bestrafen.« Börsinger hatte sich langsam erhoben.

»Lassen Sie das unsere Sorge sein. Was haben wir jetzt zu tun? Wo ist die Anlage?«

»Noch einen Rat möchte ich Ihnen geben«, sagte der Unsterbliche und blieb sitzen. »Der Prozeß unter der Zelldusche dauert zehn Sekunden, und er wird Ihr Leben um zweiund-sechzig Jahre verlängern. Sie sind alle schon alt, aber nicht zu alt. Gerade niemand in Versuchung, sich mehr als zweiund-sechzig Jahre zu wünschen, wenn er unter der Zelldusche steht. Ich gewähre diese Lebensverlängerung nur dieses eine Mal. Zehn Sekunden werden es sein, keine Sekunde länger. Denken Sie nichts dabei. Gar nichts! Jedes Denken wird sich tausendfach auswirken, wenn es dem natürlichen Kreislauf vom Werden, Sein und Vergehen widerspricht. Vergessen Sie das nicht. Und nun ...«, der Unsterbliche stand auf und stützte sich auf einen Stock, den er plötzlich in der rechten Hand hielt, »... hören Sie gut zu. Wenn Sie morgen erwachen, werden Sie in Ihrer Nähe ein Gebäude erkennen. Warten Sie, bis Sie abgeholt werden.«

Er drehte sich nach Leutnant Mangold um. »Das gilt auch für Sie und Ihre drei Leute. Ich gewähre Ihnen ebenfalls die lebensverlängernde Zelldusche.«

Mangold war zusammengezuckt. Er sah hilflos in Mabels Richtung, aber er begegnete nur ihren triumphierenden Blikken. Für ihn und seine Probleme hatte sie jetzt keine Zeit. Sie stand dicht vor dem Ziel ihrer Wünsche.

»Sie haben Zeit bis morgen«, fuhr der Unsterbliche fort und lächelte, als kenne er Mangolds Entschluß bereits.

Hoch aufgerichtet stand er neben dem Stein, auf dem er gesessen hatte. Seine Gestalt verdeckte die felsige Landschaft dahinter, aber nur für wenige Sekunden. Plötzlich schimmerten die Felsen durch die Gestalt hindurch, wurden deutlicher und schärfer. Dafür verschwammen die Umrisse des Unsterblichen. Man konnte durch ihn hindurchsehen. Und dann, von einem Augenblick zum anderen, war er gänzlich verschwunden.

Mangold sah immer noch auf die Stelle, an der er gestanden hatte. Erst Mabel, die zu ihm lief und ihn stürmisch umarmte, riß ihn aus seiner Starre.

»Mangold, so wachen Sie doch endlich auf. Wir haben es geschafft! Wir erhalten die Zelldusche! Ich werde nicht mehr altern. Im Gegenteil, ich werde vielleicht sogar etwas jünger werden. Wir gehören zu den Unsterblichen.«

Garcia und Börsinger hatten ebenfalls ihre Differenzen vergessen. Sie schüttelten sich die Hände, und der Südamerikaner trat mit dem Fuß nach einem Silbererzklopfen, der plötzlich vor seinen Füßen lag.

»Haben Sie alles vergessen, was der Unsterbliche sagte?« fragte Mangold und kletterte in die Kabine des Gleiters. »Ich glaube nicht, daß ich morgen mit Ihnen gehen werde. Ich habe Angst. Die Worte haben mir zu denken gegeben.«

»Unsinn!« Mabel kletterte hinter ihm her und setzte sich neben ihn. Sie legte die linke Hand auf seinen rechten Arm. »Was interessieren mich die philosophischen Aspekte der Unsterblichkeit, wenn ich sie selbst erlangen kann? Stellen Sie sich doch nur vor, Mangold: In vierzig Jahren werden Sie älter sein als ich. Vielleicht schon eher. Und Barbara ...! Ich werde dann ihre Tochter sein können! Ich bin dann die jüngere, begehrtere. Gefährlich für Sie, Leutnant! Sehr gefährlich.«

Mangold gab keine Antwort. Er dachte an die vergangenen Tage, in denen er Mabel nähergekommen war, als er selbst es wünschte. Sie erinnerte ihn an Barbara. Von hinten hätte man sie sogar für Barbara halten können, besonders beim täglichen Bad im Meer. Garcia und Börsinger waren eingestiegen.

»Los, Leutnant, zurück zum Schiff und den Hütten! Das muß gefeiert werden. Sie rücken doch mit den Alkoholvorräten heraus, oder nicht?«

Mangold startete den Gleiter, der sich sofort erhob und in die Ebene hinabschwante. Er drehte sich um.

»Sie werden etwas bekommen«, versprach er.

Das Gebirge blieb hinter ihnen zurück.

Auf dem Plateau rematerialisierte erneut die einsame Gestalt.

In den Augen des Alten leuchtete es geheimnisvoll. Sie waren tief und ohne Grund, diese Augen, und die Unsterblichkeit brannte in ihnen wie ein ewiges Feuer.

Mangold lag im warmen Sand des Strandes. Seine Füße wurden von den Wellen überspült. Garcia und Börsinger waren mit dem Gleiter unterwegs. Sergeant Lancaster hatte sich bereitgefunden, den Piloten zu spielen. Mabel lag neben Mangold. Ihre Augen waren auf den wolkenlosen Himmel gerichtet, und es schien, als wäre sie mit den Gedanken ganz woanders.

»Erzählen Sie doch, Mabel. Warum sind Sie so schweig sam? Haben Sie denn nicht erreicht, warum Sie herkamen?«

Sie nickte und sah ihn an.

»Doch, das habe ich. Mein größter Wunsch ging in Erfüllung. Wie es war? Da gibt es nicht viel zu berichten. Gleich hinter den ersten Hügeln dort, wo gestern noch nichts war, stand heute früh ein flachgestrecktes Gebäude. Doch das haben Sie selbst gesehen. Auch den Wagen, der uns abholte und dorthin brachte. Wieder war es der alte Mann, der uns erwartete. Er führte uns in das Gebäude, aber er sagte kein Wort mehr. Er beantwortete keine unserer Fragen. Die Zelldusche war nichts als ein farbiger Strahl, der aus einer schimmern den Kugel an der Decke der Halle kam. Er umspielte uns für zehn Sekunden, die mir wie eine Ewigkeit vorkamen. Dann war alles vorbei. Der Unsterbliche brachte uns zu dem Wagen zurück und sprach dann zum erstenmal. Er sagte nur, unsere Wünsche hätten sich erfüllt. In der Form, wie er es versprochen hätte.«

Mabel schwieg plötzlich. Sie sah an Mangold vorbei.

»Und?«

Sie legte sich in den Sand zurück.

»Und dann sagte er noch etwas, das ich nicht verstand. Er sagte, daß wir auf >Wanderer< bleiben müßten, bis alles erfüllt sei. Was kann er damit gemeint haben?«

Mangold richtete sich auf.

»Wir sollen auf >Wanderer< bleiben? Was soll das bedeuten? Was sollen wir noch hier?« Er deutete aufs Meer.

»Natürlich, es ist eine schöne Welt, aber ich habe keine Lust, lange hier zu bleiben. Ich will zur Erde zurück. Wenn er Sie alle hierbehalten will, so ist das seine und Ihre Sache, mit der meine Leute und ich nichts zu tun haben. Jedenfalls werde ich noch heute starten. Sie können ja mitkommen, wenn Sie wollen.«

Mabel nahm seinen Arm und zog ihn in den Sand zurück.

»Warum so aufgeregt, Thor.« Es war das erste Mal, daß sie seinen Vornamen benutzte. »Warten wir noch ein oder zwei Tage. Oder eine Woche. Es ist so schön auf dieser Welt, daß ich manchmal meine, ich wollte überhaupt nicht mehr fort.«

»Aber ich will fort. Barbara braucht mich, das sollten Sie doch am besten wissen. Wer weiß, was dieser Duval in der Zwischenzeit alles anstellt.«

Über Mabels Gesicht huschte ein Schatten.

»Sie denken wohl immer noch an Barbara, Thor? Vielleicht wäre es an der Zeit, Ihnen endlich die Wahrheit zu sagen. Jetzt kann ich es ja. Barbara liebt Sie nicht, Thor. Sie hat nur die Rolle gespielt, die sie zu spielen hatte. Sie liebt Duval und wird seine Frau werden. Ruhig, bleiben Sie liegen. Regen Sie sich nicht auf. Ich hätte es Ihnen schon früher sagen sollen, aber ich brachte es einfach nicht fertig. Einmal aber müssen Sie es ja doch erfahren. Meine Tochter empfindet nichts für Sie, außer vielleicht Mitleid. Ist das vielleicht eine Grundlage für eine Liebe?«

Mangold grub mit den Händen ein Loch in den Sand und schaufelte es dann wütend wieder zu. Er war nicht sonderlich überrascht von dem, was Mabel ihm mitteilte, aber die Wahrheit tat doch weh. Er hatte Barbara wirklich geliebt. Er würde sie immer lieben. Oder doch wenigstens das, was die Erinnerung an sie war.

»Ich glaube Ihnen kein Wort«, sagte er schließlich.

»Ob Sie es tun oder nicht, das spielt keine Rolle. Es ist ausschließlich Ihre und Barbaras Angelegenheit. Ich für meinen Teil werde mein Versprechen halten. Sie erhalten nach der glücklichen Rückkehr zur Erde die Hälfte meines Vermögens. Sie werden ein reicher Mann sein, Thor. Einer der reichsten Männer der Erde. Sie können Ihren Dienst in der Flotte aufgeben und ein Leben führen, wie Sie es sich wünschen.

Vielleicht..., sie streckte sich lang aus und verschränkte die Arme unter den blonden Haaren, ».... vielleicht werden Sie sich in zehn oder zwanzig Jahren an mich erinnern. Wir werden dann fast gleichaltrig sein.«

Mit dem Geld will sie mich doch nur kaufen, dachte Mangold verbittert. Ich gefalle ihr, sonst würde sie mir nicht ihr Geld anbieten. Und wenn ich es nicht nehme? Ich wäre ein Narr, wenn ich es nicht täte. Natürlich werde ich es nehmen. Ich werde es mit Doc Ham, Lancaster und Gremag teilen. Ja, das werde ich.

»Nun, was meinen Sie, Thor?«

»Sie gefallen mir schon jetzt«, sagte er und wunderte sich, wie glatt das über seine Lippen kam.

In dieser Nacht wurden Mabel, Garcia und auch Börsinger von schrecklichen Träumen geplagt. Es waren verschiedene Träume, aber sie hatten alle etwas gemeinsam. Alle brachten sie Erlebnisse zurück, die im vergangenen Jahr stattgefunden hatten und bei denen die Beteiligten nicht gerade immereine gute Figur machten.

Garcia erlebte noch einmal seine berüchtigte Affäre mit der Tochter eines nordamerikanischen Industriellen, die er gewaltsam in sein Dschungelschloß gebracht und dort gegen ihren Willen festgehalten hatte, bis er ihrer überdrüssig geworden war. Leider hatte das Abenteuer ein für ihn unangenehmes Nachspiel. Der Vater verklagte ihn und hetzte die besten Anwälte auf ihn. Bei der Gerichtsverhandlung kamen Dinge zur Sprache, die Garcia

längst vergessen glaubte. Er wurde zu einer hohen Geldstrafe verurteilt.

Börsinger erlebte noch einmal jenen schwarzen Tag, an dem er den Tod eines alten Freundes verursachte, den er geschäftlich ruinirt hatte. Noch einmal sah er ihn vor sich, mit der Waffe in der Hand. Börsinger hatte damals Todesängste ausgestanden, aber dann, als der Schuß fiel, hatte er nichts gespürt. Der Freund hatte sich erschossen, ohne sich an ihm zu rächen. Das war etwas, was Börsinger nie verstanden hatte, aber es quälte ihn viele Tage und Nächte. Er begriff nicht, wie ein Mensch so handeln konnte. Vielleicht war es damals der letzte Rest eines Gewissens gewesen, der Börsinger

ger den Hinterbliebenen seines ehemaligen Freundes eine hohe Geldabfindung zukommen ließ, aber zum erstenmal in seinem Leben begriff er, daß nicht immer Geld das Motiv für alle menschlichen Handlungen war. Mabel Rushton begegnete im Traum noch einmal jenem jungen Mann, dem sie Barbara auf den Hals gehetzt hatte, als er sich als Schlüsselfigur in einem finanziellen Schachzug entpuppte. Der junge Mann, ähnlich wie Mangold, hatte sich in Barbara verliebt. Als er später die unausbleibliche Enttäuschung erlebte und sich an Mabel wandte, hatte sie ihm hohnlächelnd die Wahrheit gesagt. Als er sie töten wollte, war die Polizei schneller gewesen. Er saß noch im Hochsicherheitstrakt.

An diesem ersten Tag nach der Zelldusche geschah noch nichts.

Die zweite Nacht brachte ähnliche Träume wie die erste, aber diese Träume brachten Erlebnisse, die bereits zwei Jahre zurücklagen.

Am dritten Tag stand Börsinger auf und fühlte sich so frisch und gesund wie seit Jahren nicht mehr. Er spazierte zum Strand hinab und warf dann mit einem kräftigen Schlag seinen Stock in die Wellen. Mabel gesellte sich zu ihm.

»Was ist denn mit Ihnen los, Börsinger? Brauchen Sie den Stock nicht mehr?«

»Ich sagte Ihnen doch, daß ich ihn nicht mehr brauchen würde, wenn ich erst einmal die Zelldusche hinter mir hätte. Ich fühle mich um Jahre verjüngt, gesund wie nie in meinem Leben und voller Tatkraft.« Er betrachtete Mabel mit neuem Interesse. »Wie wäre es mit einem kleinen Wettschwimmen, Mabel?«

Sie gab den Blick erstaunt zurück.

»Sind Sie verrückt? Sie wollen wohl jämmerlich ertrinken, was? Sie mit Ihrer Gicht und Bandscheibe!«

»Wie wegblasen, Mabel. Die Zelldusche scheint auch Krankheiten zu heilen ...«

»... und aus alten Narren noch größere Narren zu machen«, schloß sie und wandte sich ab, um in Richtung der Hütten zurückzuwandern. Mangold kam aus der Gazelle. Sie ging zu ihm und begrüßte ihn herzlich.

Börsinger sah es und schnaubte wütend. Dann entledigte er sich seiner Unterkleidung und spazierte in das flache Meer hinaus.

Garcia machte ein etwas bedrücktes Gesicht, als er zum Vorschein kam. Die Träume dieser Nacht schienen ihm arg zu schaffen gemacht zu haben. Er wusch sich im Meer, überlegte eine Weile und sah Börsinger zu. Dann stürzte er sich ebenfalls in die lauwarmen Fluten. Kurze Zeit darauf krallten sie beide um die Wette der Insel in der nahen Flußmündung zu.

»Was sagen Sie dazu, Thor?« fragte Mabel und hängte sich bei dem Leutnant ein. »Sie werden übermütig. Bei mir ist das etwas anderes«, fügte sie schnell hinzu, als sie Mangolds erstaunten Blick bemerkte. »Erstens bin ich einige Jährchen jünger als Sie, und zweitens verbringe ich die meiste Zeit des Jahres am Meer. Ich war schon als Kind eine Wasserratte.«

Mangold sagte vorerst nichts. Er hatte mit Doc Ham und Lancaster gestritten. Die beiden Freunde waren für den sofortigen Start zurück zur Erde, wo sie sich der Raumflotte stellen wollten. Sie waren fest davon überzeugt, daß sie ein mildes Urteil erwartete, denn schließlich hatte man sie zu diesem verrückten Flug gezwungen. Die Diskussion war damit beendet worden, daß Mangold eindeutig erklärte, er sei nicht mehr so sehr davon überzeugt, daß es wirklich ein so verrückter Flug gewesen war.

»Der Unsterbliche hat uns eine wunderbare Welt serviert«, sagte er schließlich. »Man könnte sie sich nicht schöner und verlockender denken. Trotzdem werden wir bald starten. Noch einen Tag oder zwei.«

»Also gut«, sagte Mabel und nickte. »Einen Tag. Und eine Nacht.« Sie sah Mangold an. »Leiden Sie auch so unter Alpträumen, Thor?«

Er schüttelte den Kopf.

»Im Gegenteil. Ich träume überhaupt nicht. Ich fühle mich wohl - ich meine, ich fühle mich so wohl wie immer. Nicht anders, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Ich verstehe sehr gut. Sie halten die Veränderung, die mit Garcia, Börsinger und mir vorgeht, nicht für normal. Ist sie auch nicht. Die Zelldusche, vergessen Sie das nicht. Tut es Ihnen noch nicht leid, darauf verzichtet zu haben?«

»Nein, Mabel. Es tut mir nicht leid. Keinem von uns tut es leid.«

Am vierten Tag erzwang Mangold den Start. Garcia und Börsinger waren sofort damit einverstanden, aber Mabel sträubte sich bis zuletzt. Sie wollte unbedingt auf >Wanderer< bleiben und betonte, man müsse erst die Erlaubnis des Unsterblichen abwarten.

»Ach was, Erlaubnis!« polterte Börsinger. »Wir haben die Zelldusche, mehr wollten wir nicht. Die kann uns der Unsterbliche nun auch nicht mehr nehmen. Starten wir!«

Da Garcia und Börsinger sich weigerten, die Plastikhütten abzubauen, ließ Mangold sie einfach stehen. Er versiegelte die Außenluke und übernahm die Überprüfung der Startvorbereitungen. Gremag blieb in der

Antriebszentrale und bestätigte die Anfragen Mangolds. Lancaster wartete auf seinem Platz vor den Navigationsgeräten. Der Kurs zur Erde lag bereits fest.

Dann schaltete Mangold den Antrieb ein. Nichts geschah. Verdutzt starre der Leutnant auf die Kontrollen. Die Lämpchen glühten vorschriftsmäßig. Energie floß von den Generatoren durch die Leitungen, aber sie erreichten die Wulsttriebwerke nicht.

Mitten in der Zentrale stand plötzlich der alte Mann. In seinen Augen leuchtete es diesmal vergnügt und ein wenig bosaft. Er strich sich über den langen Bart und nickte Mangold zu.

»Sie haben richtig vermutet, Leutnant. Die Energie geht verloren. Sie wird so lange den Weg zu den Feldprojektoren nicht erreichen, wie ich es für richtig halte.« Er sah von Garcia zu Börsinger, bis sein Blick schließlich an Mabel hängenblieb. »Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß Sie auf >Wanderer< bleiben müssen, bis sich alle Ihre Wünsche erfüllt haben? Das war die kleine Bedingung, die ich stellte. Die Zelldusche ist nicht umsonst. Ich will auch meinen Spaß daran haben.«

»Wir wollen zur Erde«, sagte Garcia wütend. »Ich möchte wissen, warum Sie uns zurückhalten.« Er schritt auf den Unsterblichen zu. »Ich möchte auch wissen, ob Sie wirklich unsterblich sind. Was ist, wenn ich Sie erschieße?« In seiner Hand lag plötzlich der Revolver, den er in der Tasche verborgen gehalten hatte. »Es wäre doch interessant, einen Unsterblichen sterben zu sehen.«

Börsinger sprang vor und entriß Garcia die Waffe.

»Sind Sie verrückt geworden? Ohne ihn kommen wir nie von diesem Planeten weg.«

Der Unsterbliche nickte und lächelte.

»Sie haben recht, Börsinger. Ihr Motiv ist zwar egoistisch, aber immerhin ist es ein Motiv. Das erkenne ich an. Trotzdem bleibt es bei meinem Entschluß. Sie verlassen >Wanderer< nicht. Ihnen, Leutnant Mangold, bleibt die Entscheidung überlassen, wann Sie mit Ihren Leuten starten wollen. Der Antrieb wird funktionieren, wenn Sie allein im Schiff sind. Ohne diese drei.« Er deutete auf Garcia, Börsinger und Ma-bel. »Das wird den Spaß vergrößern«, fügte er mit eigenartiger Betonung hinzu. In der nächsten Sekunde war er verschwunden. Mabel drängte sich gegen Mangold.

»Ich fürchte mich«, flüsterte sie. »Ich habe mich noch nie in meinem Leben so gefürchtet wie vor dem alten Mann. Was hat er nur mit seinen letzten Worten gemeint?«

»Ich kann es mir denken«, versicherte Mangold. »Er hat erneut Mißtrauen zwischen uns allen gesät. Das Schiff kann starten, wenn Sie nicht an Bord sind. Und nur dann!«

»Sie werden mich doch nicht im Stich lassen, Thor? Was hätten Sie schon davon, wenn Sie ohne mich zur Erde zurückkehrten? Nur ich bin es, der Ihnen alle Ihre Wünsche erfüllen kann. Ich gebe Ihnen mein halbes Vermögen. Das ganze, wenn Sie wollen. Und Barbara ...«

Sie schwieg. Ihr wurde klar, wie wirkungslos die Lockung mit Barbara inzwischen geworden war.

»Keine Sorge«, erklärte Mangold und schaltete den nutzlosen Antrieb ab. »Ich kehre niemals ohne Sie zur Erde zurück. Auch wenn Sie mich zwangen, trage ich doch die Verantwortung für Sie.« Er sah Mabel an. »Ich tue es nicht wegen des Geldes - und schon gar nicht für Barbara. Merken Sie sich das.«

Am zehnten Tag nach der Zelldusche erfuhren sie die Wahrheit.

Mangold hatte sich immer mehr zu Mabel hingezogen gefühlt, ohne die Ursache für seine Gefühle zu kennen. Obwohl Mabel doch mehr als dreißig Jahre älter war als er, erschien sie ihm viel jünger und mit jedem Tag begehrenswerter. Ihr Verhältnis wurde vertrauter, und immer länger dehnten sie ihre Spaziergänge aus. Börsinger und Garcia bemerkten die Veränderung sehr wohl, aber sie hatten genug mit sich selbst zu tun, um Anstoß daran zu nehmen. Börsinger genoß das neue Gefühl der Unbeschwertheit, der Freiheit und der neu erwachten Lebensfreude. Stundenlang konnte er im Wasser liegen und sich von den Wellen ans Ufer zurücktragen lassen. Er veranstaltete regelrechte Wettkämpfe mit dem etwas korpulenten Jerry Lanca-ster und wurde von Tag zu Tag schneller.

Garcia flog mit Doc Ham öfter in die Berge. Er steckte seine Claims ab, so unsinnig das auch zu sein schien. Er sammelte Proben und brachte sie zum Lagerplatz. Daß über Nacht aus wertvollen Erzen oft wertloses Gestein wurde, konnte seinen Eifer nicht dämmen.

»Schwimmen wir heute zur Insel?« fragte Mabel, und es schien Mangold, als wirke sie heute bedrückter denn je zuvor. »Ich muß dir etwas sagen.«

»Kannst du es mir nicht hier sagen?« fragte er und lächelte. Er sah sie an und fand, daß sie noch schöner geworden war. Einige der Falten unter den Augen waren verschwunden. »Oder ist es ein so großes Geheimnis?« Sie biß sich auf die Lippen. In ihren Augen war ein solches Flehen, daß Mangold keine Fragen mehr stellte. Er nahm ihren Arm. Sie spazierten in westlicher Richtung am Strand entlang, bis sie die Flußmündung erreichten. Mabel hatte aus überzähligen Kleidungsstücken Badeanzüge genäht. Sie zogen sich um und ließen die Kleider am Ufer liegen. Die Insel lag etwa einen Kilometer vom Strand entfernt.

Das Wasser war warm und seicht. Man konnte den Grund auch dann noch erkennen, als es tiefer wurde und sie schwimmen mußten. Korallenbänke und helle Sandflächen wechselten sich miteinander ab. Ab und zu huschten dunkle oder silberne Schatten vorbei, aber es gab hier keine gefährlichen Raubfische. >Wanderer< war eine friedliche und lebensfreundliche Welt.

Die Insel war mit Gras und Büschen bewachsen. Von hier aus sah man die Gazelle. Daneben waren die Hütten

zu erkennen. Zwei Gestalten lagen im Sand nahe dem Meer und sonnten sich. Ein Bild des Friedens. Mangold streckte sich im Gras aus und winkte Mabel zu.

»Ein wunderbares Fleckchen, Mabel. Gibt es so etwas noch auf der Erde?«

»Selten, Thor. Sehr selten.« Sie setzte sich neben ihn und schien nicht recht zu wissen, wie sie das, was sie sagen wollte, herausbringen sollte. Sie sah auf ihn hinab. In ihren Augen schimmerte es feucht, aber es war nicht das Schimmern des Glücks, sondern das eines namenlosen und unbegreiflichen Grauens. »Thor, es ist etwas geschehen.«

Er richtete sich auf und stützte sich auf den rechten Ellenbogen.

»Was ist geschehen, Mabel? Wieder diese Träume?«

»Das auch. Und diesmal brachten sie mir Ereignisse in die Erinnerung zurück, die vor zehn Jahren geschahen. Aber das meine ich nicht. Hier...«, sie griff in den Brustausschnitt ihres knappsitzenden Badeanzuges und zog etwas daraus hervor, »... das lag heute früh neben meinem Bett in der Hütte.«

Sie öffnete die Hand. Zu seinem Erstaunen sah Mangold eine Zahnpföhre. Er hatte immer geahnt, daß Mabel künstliche Zähne trug, aber es hatte ihn nicht gestört. Schließlich war Mabel über Sechzig. Aber er begriff nicht, warum sie sich so aufregte. Mit der Prothese war doch alles in Ordnung.

Er lächelte und atmete erleichtert auf.

»Warum so geheimnisvoll, Mabel? Sie hat sich gelockert, das ist alles. Künstliche Zähne sind heutzutage keine Schande, und ich meine ...«

»Das ist es doch nicht«, flüsterte sie fast flehend, hob die Hand und schleuderte die Prothese weit von sich. »Das ist es ja gar nicht!«

»Warum wirst du sie weg? Was soll das?« Er wollte sich erheben, um sie zurückzuholen. Sie hielt ihn fest.

»Ich brauche sie nicht mehr, Thor.« Sie öffnete langsam ihren Mund und lächelte kramphaft. Die Zähne, die Mangold erblickte, waren alt. Einige zeigten deutliche Spuren des Plombierens. Ein Eckzahn war abgebrochen. Kein Zweifel, die Zähne waren echt. Mangold sank in das Gras zurück. Er schloß die Augen und versuchte, nicht von dem Wirbel der Vermutungen, Ahnungen, Befürchtungen und Hoffnungen mitgerissen zu werden. Er mußte jetzt klar und nüchtern denken, um eine vernünftige Erklärung für das Unglaubliche zu finden.

»Regenerierung«, sagte er schließlich und zog Mabel neben sich. »Die Zellen erneuern sich, und damit auch die Zähne. Eine ganz einfache Erklärung. Garcia und Börsinger ergeht es ebenso. Sie fühlen sich jünger und gesünder als je zuvor. Du fühlst dich doch auch jünger.« Sie schüttelte langsam den Kopf.

»Du brauchst mir kein Theater vorzuspielen, Thor. Regenerierung, ja. Aber es entsteht nichts Neues. Diese Zähne in meinem Mund, die meine Prothese verdrängten, sind meine alten Zähne! Der Eckzahn - er brach vor etwa zwölf Jahren ab. Vor zehn Jahren erhielt ich die Prothese. Ve rsteht doch endlich, Thor. Es ist keine Regenerierung im eigentlichen Sinn, sondern etwas anderes. Es ist, als wäre ich zehn Jahre in der Zeit zurückversetzt worden.«

Er betrachtete sie genauer. Ja, vielleicht waren es gerade zehn Jahre, die sie seit der Zelldusche jünger geworden waren. Jeden Tag um ein Jahr. Und die Alpträume nachts mit den Erinnerungen - auch sie kamen in einem ganz bestimmten Rhythmus und kehrten mit jeder Nacht um ein Jahr weiter in die Vergangenheit zurück. Wurde Mabel mit jedem Tag um ein Jahr jünger? Es war ein ungeheuerlicher Gedanke, wenn man ihn konsequent bis zu Ende dachte, aber das wollte Thor nicht tun.

Und er mußte versuchen, auch Mabel davon abzubringen. Überhaupt mußte zuerst herausgefunden werden, ob die Vermutung stimmte oder auf Täuschung beruhte.

»Was ist dabei so schlimm, wenn du jünger wirst, Mabel? Weißt du, daß du Barbara immer ähnlicher wirst? Warum sollen wir uns Sorgen machen um Dinge, die nur günstig sind? Du wolltest doch die Jugend, jetzt bekommst du sie. Komm, Mabel. Wir sollten glücklich darüber sein.«

Sie drängte sich gegen ihn, aber die Furcht wich nicht aus ihren Augen.

»Ist es wirklich so einfach«, flüsterte sie und ließ zu, daß er sie umarmte. Sie spürte Mangolds plötzliche Erregung auf sich übergehen, und nur für eine flüchtige Sekunde kam ihr der fürchterliche Gedanke, daß er in ihr nur Barbara sehen könnte, aber dann vergaß sie es.

All ihre Furcht, alle ungelösten Fragen und alles Unbegreifliche versank in einem wilden Taumel unerwarteten Glücks.

9.

Börsinger kam dahinter, als seine Haare dichter wurden.

Daß er sich jünger fühlte und seine kleinen Beschwerden verlor, kümmerte ihn nicht weiter. Er freute sich zwar darüber, aber er machte sich keine Gedanken. Er genoß die neue Jugend und holte alle jene Dinge nach, für die es auf der Erde niemals Zeit gegeben hatte. Vielleicht hätte er auch dort kein Interesse für sie gehabt. Er badete, ging spazieren und jagte in der Steppe. Um Garcia kümmerte er sich weniger, aber er hatte Anschluß an Lancaster gefunden, dem das freie und ungebundene Leben ebenfalls Spaß zu machen schien.

An diesem zwölften Tag nach der Zelldusche verließ Börsinger seine Hütte wie immer, badete im Meer und bereitete sich dann auf einen Fußmarsch in die Steppe vor. Lancaster kam mit den beiden Gewehren. Er blieb vor Börsinger stehen, betrachtete ihn erstaunt und fragte:

»Nanu, was haben Sie denn mit Ihren Haaren gemacht?«

Börsinger strich sich über den Kopf. Er stutzte. »Was soll ich damit gemacht haben? Beim Friseur war ich jedenfalls nicht.« Lancaster schüttelte den Kopf.

»Merkwürdig. Ich hätte schwören können, daß Ihre Haare länger geworden sind. Gestern trugen Sie noch Ihre üblichen Stoppeln, und heute haben Sie einen Scheitel.«

»Einen Scheitel?« Börsinger lachte und strich sich erneut über die Haare. Er fühlte den Unterschied. »Ich habe meinen Scheitel vor zwölf oder dreizehn Jahren aufgegeben. Aber Sie haben recht. In der vergangenen Nacht sind meine Haare um glatt fünf Zentimeter gewachsen. Komisch, wirklich komisch.« Garcia kam aus der Hütte. Er streckte sich und gähnte. »Macht nicht so einen Krach. Man kann nicht einmal richtig ausschlafen.«

Börsinger und Lancaster starrten Garcia an, als wäre er ein Gespenst. Der Südamerikaner hatte ganz schwarze Haare. Bis gestern waren sie schneeweiß gewesen.

Er bemerkte die Blicke, sah an sich herab und meinte: »Stimmt etwas nicht?«

»Ihre Haare, Garcia«, stammelte Börsinger. »Sie müssen sich Ihre Haare ansehen! Meine sind in der vergangenen Nacht gewachsen, und Ihre ...«

»Was ist mit meinen Haaren? Nun reden Sie doch schon, Börsinger. Ihre sind übrigens mächtig gewachsen. Ja, die Lebensäste fließen, lieber Freund. Die Zelldusche macht uns jünger.« »Ihre Haare sind wieder schwarz, Garcia.« Börsinger kniff die Augen zusammen, als rechne er etwas nach. »Sagen Sie, wann wurden Ihre Haare eigentlich weiß?«

»Vor zehn oder fünfzehn Jahren. Warum?« Erst jetzt schien ihm zu Bewußtsein zu kommen, was Börsinger gesagt hatte.

»Was meinen Sie? Meine Haare wären schwarz? Sie haben wohl einen Sonnenstich, was? Ich habe seit ewigen Zeiten weiße Haare - leider. War mir manchmal hinderlich, aber ich ließ sie mir nie färben. Die Mädchen...«

Er verstummte plötzlich und starrte die beiden Männer an. Dann machte er kehrt und verschwand in der Hütte. Sekunden später hörten sie ihn laut fluchen. Als er wieder zum Vorschein kam, war alle Sonnenbräune aus seinem Gesicht verschwunden. Er war ganz blaß geworden.

»Schwarz, tatsächlich! Hören Sie, Börsinger, mit uns geht eine Veränderung vor, eine unheimliche Veränderung. Wir fühlen uns nicht nur jünger, seit wir die Zelldusche erhielten, wir werden jünger! Das ist ein gewaltiger Unterschied. Wir müssen hier weg! Unbedingt müssen wir hier weg, koste es, was es wolle.«

»Warum?« Börsinger stemmte die Arme in die schmaler gewordenen Hüften. »Ich fühle mich wohl. Ich bleibe hier. Ich verzichte auf die Erde und ihre Zivilisation. Ich verzichte auf mein ganzes Geld, wenn ich hier in der Sonne liegen, baden und jagen kann. Was soll ich auf der Erde? Mir mein Geld abnehmen lassen? Hier brauche ich kein Geld.«

»Ich fürchte, Sie verstehen nicht ganz«, sagte Garcia und strich sich über seine Haare. »Wir werden jünger! Täglich werden wir jünger. Vielleicht ist es gar nicht die Zelldusche, sondern die Einwirkung der künstlichen Sonne ...«

»Dann würden Lancaster, Mangold und die anderen auch jünger. Aber sie haben keine Veränderung bemerkt. Nur mit uns geschieht es. Nur mit uns, die wir die Zelldusche erhielten. Begreifen Sie, Garcia, wir sind nicht nur unsterblich, sondern wir werden jünger. Ein zusätzliches Geschenk. Haben Sie sich nicht unter der Zelldusche auch heimlich gewünscht, um einige Jährchen jünger zu werden? Na, seien Sie ehrlich.«

»Ja, habe ich. Trotzdem möchte ich, daß wir starten. Wir verladen die Erzproben und verschwinden hier.«

»Da haben die anderen auch noch ein Wörtchen mitzureden. Sie wissen, daß der Unsterbliche den Antrieb der Gazelle blockiert. Wir können nicht starten. Und ich glaube nicht, daß Mangold ohne Mabel Rushton starten wird.«

In Garcias Augen leuchtete es auf.

»Stimmt«, sagte er langsam und mit einem merkwürdigen Unterton in der Stimme. »Die beiden hätte ich fast vergessen. Jetzt weiß ich auch, warum mir Mabel von Tag zu Tag besser gefiel. Sie wird auch jünger. Gestern, als ich sie sah, glaubte ich im ersten Augenblick, Barbara zu erblicken. Zum Verwechseln ähnlich, in der Tat.«

»Das hat Mangold längst herausgefunden«, stellte Börsinger fest. »Sie kommen zu spät, Garcia.«

Der Südamerikaner grinste verächtlich.

»Ich bin noch nie zu spät gekommen«, behauptete er und ging, um am Meer Toilette zu machen.

Börsinger sah hinter ihm her.

»Wie schnell er seine Meinung doch ändert. Eben wollte er Hals über Kopf von hier verschwinden, und nun schniegelt er sich, um Mabel den Hof zu machen.« Er lachte gezwungen auf. »Na, ich warte noch zehn Tage. Wenn sie wahrhaftig immer jünger wird, werde auch ich mein Glück versuchen. Ich hatte früher nie Zeit dazu.« Lancaster überprüfte die beiden Gewehre und reichte eins Börsinger.

»Gehen wir nun auf die Jagd oder nicht?«

Sie gingen.

Mabel Rushton genoß das wunderbare Gefühl, wieder von den Männern umschwärmt zu werden. Es war schon lange her, daß sie der Mittelpunkt männlicher Aufmerksamkeit gewesen und nicht nur ihr Geld das Motiv für entsprechende Annäherungsversuche war. Das Interesse Mangolds und Garcias an ihr hatte nichts mit Geld zu tun. Garcia hatte davon genug, und Mangold nützte es hier nichts.

Aber auch Doc Ham machte seit gestern unaufhörlich Komplimente und wich ihr nicht von der Seite. Er schlug

ihr sogar vor, ihn in die Berge zu begleiten, wo er mineralogische Untersuchungen vorzunehmen gedachte, die von äußerster Wichtigkeit seien. Als sie ablehnte, waren diese Untersuchungen plötzlich auch nicht mehr so wichtig. Er verschoß sie auf einen späteren Zeitpunkt.

Es fiel Mangold schwer, allein mit Mabel zu sein. Immer wurde er daran gehindert, besonders durch Garcia. In den letzten zwei Wochen war Mabel zu einem Ebenbild Barbaras geworden und sah ihr zum Verwechseln ähnlich. Sie hatte die gleichen langen und wohlgeformten Beine, die gleiche Figur und das gleiche jugendlich schöne Gesicht. Ihre Brust war straffer geworden, ihre Haut glatter.

Mangold hatte sich nicht verändert. Äußerlich gesehen war er nun älter als Mabel und etwa gleichaltrig mit Garcia und Börsinger. Zwar bestand noch immer das intime Verhältnis zu ihr, aber er war sich nun nicht mehr sicher, ob er allein ihre Gunst genoß oder ob er nicht ernsthafte Nebenbuhler besaß.

Als er Mabel direkt danach fragte, warf sie den Kopf in den Nacken und fragte:

»Eifersüchtig, Thor? Das steht dir nicht, glaube mir. Du kannst auf dieser Welt nicht mit den üblichen Maßstäben messen. Ich gehöre weder dir allein, noch allen. Ich verfüge allein über mich und kann befriedet sein, mit wem ich will. Wenn du die Sache vom rein biologischen Standpunkt aus betrachtest ...«
»Ich betrachte meine Liebe nicht vom biologischen Standpunkt aus, Mabel, begreife das endlich. Wenn ich dich liebe, dann kann ich meine Liebe nicht mit anderen teilen, besonders nicht mit Garcia oder Börsinger. Im übrigen scheinst du zu vergessen, in welcher Lage zu dich befindest. Hast du schon einmal darüber nachgedacht, was eigentlich geschehen wird, wenn der Verjüngungsprozeß nicht aufhört? Du wirst täglich jünger. Heute bist du vielleicht vierzig Jahre alt, in zwei Wochen nur noch dreißig oder fünfundzwanzig. Was ist in einem Monat, Mabel?«

Sie lachte ironisch.

»In einem Monat bist du für mich ein alter Mann, Thor. Garcia und Börsinger werden mir nie zu alt sein können. Sie werden immer nur fünf Jahre älter bleiben als ich.«

»Du verstehst mich nicht, Mabel.« Seine Stimme wurde drängender. »Du wirst jünger, immer jünger. Eines Tages wirst du ein Kind sein. Wir müssen etwas unternehmen, damit der Unsterbliche den Prozeß stoppt. So jedenfalls kann es nicht weitergehen.«

Für einen Augenblick huschte jähes Entsetzen über das Gesicht der Frau, aber dann lachte sie spöttisch.

»Nicht einmal das Jungwerden gönnst du mir. Dabei solltest du froh sein, denn du erlebst noch einmal Barbaras Jugend mit mir. Denn sie ist es doch, die du wirklich liebst. Mach mir nichts vor, Thor: Du liebst Barbara in mir. Du hast somit kein Recht, mir meine anderen Freunde vorzuschreiben.« Sie ließ ihn einfach stehen und kehrte zum Schiff zurück.

Dr. Gremag war seit Tagen nicht mehr aus dem Schiff gekommen. Er war der einzige, den die paradiesische Umgebung kaum interessierte. Er absolvierte seine vorgeschriebenen Inspektionsrunden durch das Schiff, stand Wache, wenn Mangold ihn dazu einteilte, und kümmerte sich im übrigen kaum um das, was außerhalb der Gazelle geschah.

Er hatte nur den einen Wunsch, daß sie bald starten und zur Erde zurückkehren würden. Alles andere war ihm egal.

Jerry Lancaster teilte seine Meinung, wenn auch nicht so enthusiastisch. Ihn hielt nichts auf >Wanderer<, aber seine Gedanken gegenüber der Raumflotte und den Konsequenzen ihres Fluges waren erheblich gestiegen. Darum hatte er nichts gegen ein Hinausschieben der Entscheidung.

Was Doc Ham anbetraf, so schien dieser ein plötzliches Interesse daran gefunden zu haben, den halben Planeten umzu graben und Gesteinsproben zu analysieren. Jedenfalls war er fast täglich mit dem Gleiter unterwegs und kehrte abends mit einer Kiste größerer und kleinerer Steine wieder. Fast immer wurde er bei diesen Ausflügen von Mabel begleitet, aus der ein regelrechter Teenager geworden war.

»Mangold, Sie dürfen mir das nicht übelnehmen«, sagte er, als er die Kommandozentrale betrat und die drei Kameraden dort vorfand. Sie blickten ihn vorwurfsvoll an. »Es ist wirklich nichts weiter, bestimmt nicht. Mein Gott, wir leben jetzt seit anderthalb Monaten auf einer unbewohnten Welt - sechs Männer und eine Frau. Und wenn diese Frau nun mal nicht kleinlich ist - lieber Himmel, man wäre ja ein Trottel...«

»Wir sind alle Trottel«, sagte Mangold und klopfte Doc Ham auf die Schulter. »Wir vergessen, daß sich hier ein Wunder vollzieht, etwas Unnatürliches und Unbegreifliches. Mabel Rushton ist fünfundsechzig Jahre alt, daran kann auch ihr Aussehen nichts ändern. Wir sind alle einem Phantom verfallen. Wir glauben, ein junges Mädchen zu lieben, in Wirklichkeit aber...«

»Ich möchte wissen«, warf Gremag ruhig ein, »wie es weitergeht.«

Die Nacht war hereingebrochen. Draußen war es dunkel geworden. Die Kunstwelt hatte keinen Mond, aber die fremden Sterne spendeten genügend Licht, um das nahe Meer, die Hütten am Rande der Steppe und die dahinterliegenden Gebirge erkennen zu lassen.

In einer der Hütten war noch Licht.

»Ich will Ihnen mal etwas sagen, Mangold«, begann Doc Ham und setzte sich. »In den vergangenen Tagen haben Sie sich nicht mehr um Mabel gekümmert und sie vernachlässigt. Ich kann das verstehen. Aber wir erleben eine außergewöhnliche Situation, die neue Anschauungen nicht nur erlaubt, sondern erfordert. Nichts hindert uns daran, noch in dieser Stunde zu starten und diese Welt zu verlassen.«

»Ich werde nicht mehr lange damit zögern«, versprach Mangold.

»Abwarten, Chef. Noch sind sie nicht bereit, Mabel aufzu geben. Sie glauben immer noch, durch sie ein reicher Mann zu werden und vielleicht die Tochter zu bekommen. Außerdem sind Sie neugierig. Sie wollen wissen, wie das Experiment endet, wenn man es als Experiment bezeichnen kann. Auf der anderen Seite ist der Start mit einem der drei da draußen an Bord der Gazelle unmöglich. Dürfen wir sie im Stich lassen? Würde das unsere Gesamtschuld erhöhen oder verringern?«

»Es hat keinen Einfluß darauf«, meinte Lancaster. »Meiner Meinung nach geschieht hier nichts ohne Berechtigung. Der Unsterbliche hat den Wunsch der drei erfüllt, und gleichzeitig will er sie bestrafen.«

»Mit Jugend?« Gremag fragte es spöttisch, jedoch ohne Überzeugung.

»Lancy hat recht«, sagte Doc Ham ernst. »Der Unsterbliche hat sie bestraft. Er hat ihnen ihre Jugend zurückgegeben, vielleicht auch die Lebensverlängerung. Was aber nützt das alles, wenn der Verjüngungsprozeß nicht anhält, sondern ständig weiterläuft, bis ... bis ...«

Doc Ham verstummte jäh. Ratlos blickte er von einem zum anderen.

»Geht jetzt schlafen«, unterbrach Mangold die plötzliche Stille und sah zu den Hütten hinab. Auch in der letzten war das Licht nun erloschen. »Ich übernehme die erste Wache in der Zentrale. Lancy, ich wecke Sie nach Mitternacht.« Er wartete, bis alle hinaus waren, dann rief er: »He, Doc, warten Sie. Eine Frage.« Doc Ham kam zurück. Er sah Mangold erwartungsvoll an. »Seien Sie ehrlich - lieben Sie Mabel?«

Doc Ham versuchte zu lächeln, aber es gelang ihm nicht ganz.

»Lieben ... Nun ja, ich mag sie, sonst wäre das nicht geschehen, was geschah. Aber ob lieben oder nicht, noch ist Zeit dazu. Wenn das so weitergeht, Mangold, ist in zehn Tagen alles vorbei.«

Mangold sah ihm nach, bis die Tür sich schloß. Er begann zu begreifen, was Doc Ham gemeint hatte.

Am folgenden Morgen gelang es Mangold, Mabel abzufangen, als sie Garcias Hütte verließ.

Sie war schöner und jünger denn je. In ihren Augen schimmerte Zufriedenheit, die sich in Überraschung verwandelte, als sie Mangold erblickte.

»Ach - du...? Wenn du mir wieder Vorhaltungen zu machen beabsichtigst...«

»Du bist frei und kannst tun und lassen, was du willst, Mabel. Ich habe das inzwischen eingesehen. Darf ich trotzdem mit dir unter vier Augen sprechen? Es geht uns alle an.«

»Eigentlich hatte ich Ronald versprochen, mit ihm zur Insel ...«

Sie verstummte.

»Ich habe nichts dagegen«, sagte Mangold und half ihr aus der Verlegenheit. Er lächelte wehmüdig. »Börsinger also auch? Komm, wir gehen zum Strand.« Es kostete Mangold alle Selbstbeherrschung, das junge Mädchen an seiner Seite nicht in die Arme zu reißen und für immer festzuhalten. Sie war jünger und schöner als Barbara, aber sie war auch dem Tod von allen Beteiligten am nächsten. »Wir müssen den Unsterblichen bitten, die Zelldusche zurückzunehmen. Sie darf niemals stattgefunden haben.«

Mabel blieb stehen.

»Bist du verrückt? Willst du, daß ich wieder alt werde? Ich soll auf meine neue Jugend verzichten, weil du sie mir nicht gönnst? Deine veralteten Ansichten ...«

»Es nicht wegen meiner Ansichten, Mabel«, beschwore sie Mangold. »Es geht um dein Leben, begreife das doch! Du bist jetzt zwanzig Jahre alt, und in zehn Tagen bist du ein Kind. Das ist die Jugend, die du dir gewünscht hast! Was willst du damit anfangen? Von vorn beginnen?«

»Natürlich fange ich von vorne an. Thor, ich habe in den vergangenen anderthalb Monaten in jeder Nacht ein Stück meines Lebens erlebt. Mir ist klargeworden, daß ich kein guter Mensch gewesen bin, warum sollte ich nicht die Chance erhalten, mein Leben noch einmal zu leben, besser diesmal. Ich könnte vieles wieder gutmachen. Vielleicht ist es das, was der Unsterbliche beabsichtigt.«

Mangold schüttelte den Kopf.

»Nein, das beabsichtigt er nicht. Er hatte euch alle schon zum Tode verurteilt, als ihr auf der Zelldusche bestandet. Komm, gehen wir weiter. Drüben beim Fluß haben wir Ruhe; da stört uns niemand. Wie ich sehe, hast du deine Kleider geändert.«

Sie nahm seinen Arm. »Gefällt es dir?«

Er gab keine Antwort. Zwischen den Büschen am Flußufer war eine Bewegung, dann trat der Unsterbliche in seiner gewohnten Gestalt daraus hervor, winkte ihnen zu und setzte sich auf einen gefällten Baumstamm.

Sie gingen zu ihm.

»Mangold, Leutnant Thor Mangold!« Der Unsterbliche sah auf, und diesmal waren seine Augen seltsam hart und unerbittlich. »Sie geben sich umsonst Mühe. Nutzen Sie die Zeit, ehe das Entsetzen Sie packt und Sie zu keiner Bewegung mehr fähig sind. Gehen Sie zurück in Ihr Schiff und starten Sie. Noch heute. Sie haben hier nichts mehr zu suchen oder zu verlieren.«

Mangold schüttelte den Kopf. Er deutete auf Mabel.

»Ich kann sie nicht einfach zurücklassen. Ich starte erst dann, wenn sie mitkommen darf.«

»Sie darf niemals mitkommen. Ihr Wunsch wird sich hier auf dieser Welt erfüllen. Niemand wird das ändern können.« »Ich wollte nur mein Leben verlängern«, sagte Mabel mit fester Stimme. »Sie haben uns alle betrogen.«

»Habe ich das wirklich? Denken Sie zurück, was ich Ihnen sagte, als Sie oben im Gebirge die Zelldusche forderten. Sagte ich Ihnen nicht, Sie sollten zehn Sekunden lang keinen Wunsch äußern oder denken. Er würde

Ihnen tausendfach erfüllt werden. Sagte ich das oder nicht?«

Mabel nickte stumm. Sie war plötzlich sehr blaß.

»Nun gut, ich sagte es. Sie aber hielten sich nicht daran und mißachteten meine Warnung. Die Zelldusche genügte Ihnen nicht, dabei hätten Sie noch sechzig oder siebzig Jahre leben können, ohne um einen Tag zu altern. Sie wollten mehr. Sie standen unter dem Zellstrahl und wünschten sich, drei oder vier Jahre jünger zu sein. Sie waren bescheiden. Garcia und Börsinger wünschten sich eine Verjüngung um zwanzig Jahre. Das kann am Endresultat nichts ändern. Sie, Mabel Rushton, werden so lange jünger werden, bis sich Ihr Wunsch erfüllt - wohlgemerkt, tausendfach erfüllt. Drei- bis viertausend Jahre jünger werden Sie dann sein, aber Sie werden es nicht mehr bewußt erleben können.«

»Dreitausend Jahre ...« Mabel konnte es nur so leise hervorbringen, daß Mangold ihre geflüsterten Worte kaum verstand. »Mein Gott...«

»Starten Sie, Leutnant Mangold. Starten Sie noch heute!«

Als Mangold aufsah, war der Unsterbliche verschwunden. Eine kleine, hellstrahlende Kugel stieg langsam in den Himmel und verschwand dann schnell in nördlicher Richtung. Sie hinterließ eine flimmernde Spur in der lauen Luft.

Neben Mangold sank Mabel lautlos zu Boden. Endlich hatte sie begriffen, was geschehen würde.

Die endgültige Bestätigung der bisherigen Vermutungen wurde von den Beteiligten und Mangolds Mannschaft unterschiedlich aufgefaßt.

Mabel hatte sich wieder erholt und schien sich mit ihrem Schicksal abgefunden zu haben. Sie trank den ihr von Doc

Ham zur Stärkung gereichten Alkohol auf einmal aus und warf sich dann neben den Hütten ins Gras, um sich regelrecht in den Schlaf zu lachen.

Garcia versetzte seinen Silbererzbrocken einen wütenden Fußtritt und humpelte ernüchtert davon, um sich in seine Hütte zurückzuziehen.

Börsinger zuckte die Achseln, zog sich aus und nahm ein Sonnenbad. Er hatte jetzt eine prächtige Figur, langes, gewelltes Haar und sah aus wie knapp fünfundzwanzig. Er lag auf dem Bauch und starnte in Mabels Richtung. In seinen Augen war ein merkwürdiges Flackern.

Mangold überließ seinen drei Männern die Entscheidung, wann sie starten sollten. Gremag hob die Hand.

»Sofort. Wir können niemand mehr helfen und haben hier nichts mehr zu suchen. Sie haben ihre gerechte Strafe bekommen und müssen damit fertig werden. Ich für meinen Teil verzichte auf das Schauspiel, das sich hier im Verlauf der nächsten drei Wochen abspielen wird.«

»Mich interessiert es aber«, sagte Doc Ham und fügte schnell hinzu: »Aus wissenschaftlichen Gründen. Ein makabres Experiment, zugegeben, aber schließlich bin ich nicht dafür verantwortlich. Das sind andere.« Sein Blick streifte Mangold, der sich jeden Kommentars enthielt. Die Entscheidung lag nun bei Jerry Lancaster. Sie sahen ihn an.

»Schließen wir einen Kompromiß und bleiben noch einen Tag«, schlug er vor. »Wir bleiben nicht bis zum Schluß, das können wir uns ersparen. Aber auf der Erde erwartet uns auch nicht gerade eine Ehrengarde.« Mangold nickte.

»Also gut. Die Entscheidung ist gefallen. Wir werden morgen starten. Spätestens morgen abend. Gremag, Sie übernehmen die erste Wache.«

Der Techniker erklärte sich einverstanden und war über das Ergebnis der Lagebesprechung offensichtlich sehr zufrieden. Mangold verließ noch einmal das Schiff und machte seinen üblichen Rundgang. Die Sonne war noch nicht untergegangen. Mabel saß auf der gezimmerten Bank zwischen

Garcia und Börsinger und unterhielt sich mit ihnen. Als Mangold sich der Bank näherte, sah sie auf.

»Du bist alt geworden, Thor. Sehr alt. Sieh dir die beiden Jünglinge neben mir an. Wirst du nicht neidisch? Frag den Unsterblichen. Vielleicht gewährt er dir auch die Zelldusche, wenn du ihn darum bittest.«

Mangold setzte sich auf einen Stein dicht bei der Bank. »Wir werden morgen starten«, sagte er. Zu seinem Erstaunen schien die Mitteilung auf die beiden Männer überhaupt keinen Eindruck zu machen. Sie nickten gleichmäßig und ohne besonderes Interesse. Lediglich Mabel erschrak. Sie sprang auf, setzte sich aber gleich wieder hin.

»Ach...!« meinte sie gedehnt. »Du hast wohl dein Versprechen vergessen?«

»Ich das meine nicht, du jedoch deins. Du weißt genau, unter welchen Bedingungen ich versprach, bei dir zu bleiben. Diese Bedingungen bestehen nicht mehr. Ich fühle mich nicht mehr an mein Wort gebunden.«

Wieder stand sie auf. Sie reckte ihr fast knabenhafte Figur. »Barbara, nicht wahr? Nun, vielleicht gibt sie dir etwas von dem Vermögen ab, das sie nun erben wird.« Sie lachte hysterisch. »Dabei könnte sie bald meine Mutter sein!« Der Tonfall ihrer Stimme änderte sich plötzlich. Er wurde scharf und beißend, voller Hohn und Ironie. »Geh du nur zu deiner Barbara, du Dummkopf! Vielleicht gefällt ihr deine Männlichkeit besser als mir. Vielleicht kannst du auch vergessen, daß sie es war, die dich in die Falle lockte. Geh nur, Thor! Ich will dich nicht mehr sehen.«

Sie wandte sich ab. Garcia und Börsinger grinsten hämisch. Mangold stand auf und kehrte ins Schiff zurück. Ohne Gremag noch einmal in der Zentrale aufzusuchen, begab er sich in seine Kabine, nahm ein Schlafmittel und legte sich ins Bett.

Gremag wartete, bis es dunkel geworden war, dann schloß er die Außenluke. Er überprüfte die Kontrollanlagen in der Zentrale und schaltete schließlich den Antrieb ein. Ohne noch einen Blick auf die in der Dämmerung stehenden Hütten zu werfen, zog er den Fahrhebel vor.

Wieder geschah nichts. Die Gazelle blieb auf ihren Landebeinen stehen. Im Innern des Schiffes summten die Generatoren.

Gremag überlegte, ohne abzuschalten. Technisch gesehen war es das gleiche Phänomen, das sie schon einmal erlebt hatten. Es war also wahrscheinlich, daß auch diesmal die gleiche Ursache der Grund für das Verschwinden der Energien zwischen Generatoren und Feldprojektoren war.

An Bord der Gazelle hielt sich einer der Verjüngten auf.

Gremag griff zur Schublade unter dem Kontrolltisch und zog einen Handstrahler daraus hervor. Er entsicherte ihn, erhob sich leise und schlich zum Antigravlift. Dort blieb er stehen und lauschte. Tief unten im Schiff war ein schabendes Geräusch. Jemand versuchte, die Außenluke der Luftschieleuse zu öffnen. Das war natürlich vergeblich, denn man konnte sie nicht mehr öffnen, wenn die Sperre eingeschaltet war. Wie sollten Garcia oder Börsinger wissen, wo die Sperre abzuschalten war? Oder war es vielleicht Mabel, die Mangold oder Doc Ham einen Besuch abstatten wollte? Einen Abschiedsbesuch gewissermaßen?

Gremags Gesicht verzog sich zu einer Grimasse, als er still vor sich hinlächelte und in den Liftschacht stieg. Langsam sank er nach unten, dem Geräusch entgegen.

In der unteren Ladeluke brannte die Notbeleuchtung. Seitlich verdeckte der Gleiter einen Teil der Vorräte, aber dicht neben der Innenluke stand ein Mann. Er hatte lange und blonde Haare, die sich im Nacken kräuselten.

Ronald Börsinger.

Gremag überlegte, was Börsinger wohl im Schiff zu suchen hatte. Waffen vielleicht? Unsinn, die beiden Männer besaßen Gewehre und Revolver, wenn auch keine Strahlwaffen. Oder Sabotage? Wollte er verhindern, daß die Gazelle morgen startete und sie allein auf >Wanderer< zurückließ?

Er mußte es wissen.

»Stehenbleiben, Börsinger. Rühren Sie sich nicht, oder ich schieße.«

Börsinger blieb stehen, wo er gerade war.

»Machen Sie keinen Unsinn. Ich wollte mir nur etwas zum Trinken holen. Ihr seid damit so sparsam.«

Das also war es! Alkohol! Natürlich, was sonst? »Sie bekommen eine ganze Kiste, wenn Sie nicht so einen Krach machen.«

Obwohl Börsinger in diesem Augenblick knapp fünfundzwanzig Jahre alt war, bewies er doch seine Fähigkeiten, mit deren Hilfe er sich im Verlauf seines Lebens zu einem skrupellosen Stahlkönig emporgearbeitet hatte. Er begriff sofort, worum es ging, und er nutzte seinen Vorteil.

»Keinen Krach soll ich machen? Die anderen schlafen wohl schon, was? Und was bedeutet das komische Brummen im Schiff?« Er schüttelte den Kopf und kam einen Schritt näher. »Sie wollten doch wohl nicht heimlich starten, ohne Ihre Kameraden zu fragen?« Gremag zielte kaltblütig auf seinen Kopf.

»Dies ist eine Strahlpistole, Börsinger. Sie macht keinen Lärm, und niemand wird hören, wenn ich Sie töte. Ich werde Ihre Leiche aus dem Schiff werfen und starten. Sie können es nicht mehr ändern. Aber wenn Sie vernünftig sind, einigen wir uns. Sie bekommen eine ganze Kiste mit Whisky. Dann verlassen Sie ohne einen Laut die Gazelle. Draußen können Sie dann soviel Krach machen, wie Sie wollen. Nun ...?« »Angenommen. Wo ist die Kiste?« Gremag deutete mit der Pistole in Richtung des Gleiters. »Dahinter. Es steht in schwarzer Schrift auf dem Deckel. Ich glaube, eine Flasche fehlt, aber das macht wohl nichts. In zehn Tagen wird Ihnen sowieso kein Whisky mehr schmecken.«

Börsinger überhörte die Bemerkung. Er ging mit elastischen Schritten zu der bezeichneten Stelle und öffnete den Deckel der Kiste. Er nahm eine der bauchigen Flaschen heraus und las das Etikett. Dann löste er die Verschraubung und kostete von dem Inhalt.

»Whisky!« grunzte er befriedigt. »Kommen Sie, Gremag. Helfen Sie mir, die Kiste aus dem Schiff zu tragen.« Aber Gremag war gewarnt.

»Schleppen Sie sie allein, Börsinger. Und bleiben Sie mir immer drei Schritte vom Leib. Ich möchte keine Überraschung erleben. Warten Sie, ich öffne erst die Luke.« Er trat neben die Innenluke vor der Schleuse und betätigte

die Sperre. Dann drückte er auf den grünen Knopf neben der Tür. Die Außenluke schwang geräuschlos auf. Die Silberdämmerung fiel ins Innere des Schiffes.

Börsinger, jung und stark, lud die Kiste auf seine breiten Schultern, nickte Gremag noch einmal zu und ging in die Schleuse. Vor der Außenluke blieb er stehen.

»Hoffentlich falle ich nicht die Leiter hinunter.«

»Wenn Sie vorsichtig sind und sich mit einer Hand festhalten, kann nichts passieren«, riet Gremag, ohne auch nur eine Sekunde in seiner Wachsamkeit nachzulassen. Er stand neben der Innentür, die linke Hand auf dem Kontrollknopf für die Außenschleuse. »Es sind genau neun Stufen.«

Er beugte sich über die Öffnung und sah zu, wie Börsinger vorsichtig nach unten kletterte. Jetzt hatte er den Boden erreicht und hielt sich mit der linken Hand noch an der Leiter fest, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Er sah nach oben.

»Danke, Gremag. Auf der Erde würde ich Ihnen eine Million für diese Kiste gezahlt haben. Hier kann ich Ihnen

leider nichts bieten. Gehen Sie zu meinem Bevollmächtigten Jerome in Ruhrstadt. Erzählen Sie ihm, was geschehen ist - oder vielleicht geschehen wird. Und dann ...«

Er hatte die Leiter losgelassen.

In der gleichen Sekunde heulten die achtzehn Feldprojektoren im Wulstring der Gazelle auf. Der plötzliche Sog warf Börsinger zu Boden, aber nur eine der Flaschen zerbrach. Dann, als er wieder aufsah, war die Gazelle im sterneüber-säten Nachthimmel verschwunden.

10.

Thor Mangold erwachte.

Es dauerte einige Sekunden, bis er den etwas leichteren Zug der Schwerkraft verspürte. Hatten sich >Wanderers< Gravitationsverhältnisse verändert? Ein Wunder wäre das nicht. Der Unsterbliche liebte derartige Späße.

Er stand auf.

Erst jetzt fühlte er die Vibration unter seinen Füßen und hörte das Summen der Antriebsaggregate.

Nur mit der Hose bekleidet, sprang er in den Lift und rannte in die Zentrale. Gremag saß auf dem Platz des Navigators. Neben ihm bediente Lancaster die Hauptkontrollen und war gerade dabei, den Kursstreifen aus dem Positronengehirn zu nehmen. Er drehte sich um, als er Mangold hereinkommen hörte.

»Was soll das bedeuten? Wer hat den Start befohlen?« »Immer mit der Ruhe, Kommandant«, sagte Lancaster und blieb sitzen. »Gremag ist gestartet, ohne jemand von uns zu fragen. Er hat mich geweckt, damit ich unsere Position bestimme. Das tue ich gerade. Sonst ist nichts geschehen.«

»Gremag!« Mangold sagte es ganz ruhig und kalt. »Ich werde Sie vor ein Kriegsgericht stellen lassen. Meuterei, Befehlsverweigerung, eigenmächtiges Handeln, Mißachtung der Dienstregeln und ...«

»Alles Delikte, die auch für Sie zutreffen, Kommandant«, ergänzte Gremag, ohne sich umzudrehen. »Haben Sie uns vielleicht gefragt, als Sie die Gazelle stahlen? War es nicht auch Meuterei der Flotte gegenüber? Haben Sie vielleicht die Dienstregeln der Flotte beachtet, als Sie nach >Wanderer< flo gen?« Jetzt drehte er sich um und sah Mangold fest an. »Ich glaube, Leutnant Mangold, wir haben uns gegenseitig nichts mehr vorzuwerfen.«

Mangold ließ sich im dritten Sessel nieder. »Warum haben Sie es getan?«

»Es gibt eine Menge Gründe. Erstens war es Zeit, zur Erde zurückzukehren. Zweitens glaube ich, daß wir sehr gut darauf verzichten können, den letzten Akt des Dramas mitzu erleben, der sich auf >Wanderer< abspielen wird. Es gehört nicht viel Fantasie dazu, sich das auszumalen - und das genügt mir. Drittens wollte ich Ihnen die letzte Enttäuschung ersparen, oder glauben Sie, daß es ein erfreulicher Anblick sein wird, wenn sich zwei Halbwüchsige um ein Kind streiten?«

Mangold zuckte zusammen. Er schloß die Augen und ballte die Fäuste.

Dann nickte er.

»Vielleicht haben Sie recht, Gremag. Reden wir nicht mehr darüber. Was ist mit Harn?«

»Er war wütend und hat sich in seiner Kabine eingeschlossen. Er hat eine Flasche Whisky mitgenommen.« Mangold konnte schon wieder grinsen.

»Kann mir denken, daß er sich ärgert. Er wird sich schon wieder beruhigen. Was ist mit dem Kurs, Lancy?«

»Position ist bekannt.« Er sah auf den Streifen. »Der Rückflug zur Erde ist kein Problem. Bis wir dort sind, sind auf >Wanderer< wieder zwei Jahre vergangen, wenn kein Wunder geschieht.«

»Dabei ist das, was bereits geschieht, Wunder genug.«

Einige Stunden später, als die Gazelle schon die ersten Transitionen erfolgreich hinter sich hatte, erschien Doc Ham. Er sah blaß und verkatert aus und schwankte ein wenig. Mangold klopfte ihm auf die Schulter und erklärte ihm alles. Der Arzt sah schließlich ein, daß Gremags Entschluß gut gewesen war. Mit einer Handbewegung zog er einen Schlußstrich unter die Vergangenheit und die seltsamen Ereignisse auf dem Planeten des ewigen Lebens.

»Vergessen wir es«, schlug er vor, ohne genau zu definieren, was vergessen werden sollte. »Wir haben genug Sorgen. Auf den Empfang, den man uns bereiten wird, bin ich gespannt. Hoffentlich schießen sie uns nicht gleich ab.«

Zwei Tage später passierten sie den Pluto und setzten einen erklärenden Funkspruch ab. Er wurde bestätigt. Niemand hielt sie an. Ungehindert landeten sie auf dem Raumfeld von Terrania, wo sie allerdings von einer Abteilung der Raumflotte und einigen Männern in Zivil empfangen wurden.

Mangold wurde von seinen drei Leute isoliert und nach Terrania gebracht. Eine halbe Stunde nach der Landung saß er bereits Perry Rhodan, Reginal Bull, Allan D. Mercant und dem Telepathen John Marshall gegenüber, der den Wahheitsgehalt seiner Aussagen zu überprüfen hatte.

Mangold berichtete, ohne etwas zu verschweigen oder zu beschönigen. Er bekannte sich im Sinne des Gesetzes für

schuldig und bat Rhodan, seine Besatzung nicht zu bestrafen, da sie keine Schuld traf.

Lange Zeit war es still. Jeder versuchte, das Ungeheuerliche zu begreifen, das auf dem fernen Planeten geschehen war - und noch geschah. Dann sagte Rhodan:

»Sie werden einsehen, daß Offiziere wie Sie in der Flotte keinen Platz haben, Leutnant. Sie haben Ihre Pflichten

grob vernachlässigt und sich strafbar gemacht. Das erfordert Sühne. Betrachten Sie sich ab sofort als Zivilisten, Mr. Mangold. Ihren Leuten geschieht nichts, denn sie standen unter Zwang.« Er beugte sich vor und sah Mangold in die Augen. Ein Lächeln des Verstehens huschte über seine Züge, und in seinen grauen Augen war ein seltsames Leuchten. »Lieben Sie Barbara Rushton noch, Mr. Mangold?« »Ja, Sir. Ich glaube schon. Aber ...« »Sie irren. Am Anfang hat sie Sie verraten, weil sie von ihrer Mutter dazu gezwungen wurde. Später, als sie Ihnen helfen und Sie warnen wollte, war es zu spät. Duval stand immer mit entsicherter Waffe in ihrer Nähe. Man hatte Barbara Rushton gedroht, sie zu erschießen, wenn sie den Versuch wagte, Sie von dem Flug abzuhalten. Barbara Rushton ist unschuldig, wenigstens bis zu einer gewissen Grenze. Sie wurde vom Sicherheitsdienst freigelassen. Duval allerdings befindet sich noch in Haft. Ich denke nicht, daß er so bald freigelassen werden kann.«

Mangold starnte Rhodan an. Er versuchte, in seinem Geicht zu lesen.

»Warum glauben Sie mir nicht, Mr. Mangold? Überzeugen Sie sich doch. Barbara Rushton lebt in ihrem Haus am Atlantik. Sie brauchen nur hinzufliegen. Ach ja, fast hätte ich es vergessen. Im Privathangar der Verwaltung steht ein prächtiger Clipper. Er gehört Duval. Sie können ihn nehmen. Er gehört Ihnen.«

Mangold blieb sitzen.

»Ich verstehe immer noch nicht, Sir. Sie lassen mich laufen? Warum denn? Ich bin doch schuldig! Ich habe ein Verbrechen begangen und...«

»Aber Sie kamen zurück, Mr. Mangold. Sie stellten sich der Gerechtigkeit. Ich sehe nicht ein, warum Ihnen keine Gerechtigkeit widerfahren sollte. Ich glaube, Sie wurden genug bestraft. Übrigens ...«, er lehnte sich etwas zurück und lächelte verhalten, »... übrigens habe ich gehört, daß es sogar Ehen geben soll, die einer Bestrafung gleichkommen. Einer lebenslänglichen sogar.«

Wie im Traum verließ Mangold als freier Mann die Stadt Terrania, verabschiedete sich von Doc Ham, Lancaster und Gremag, versprach, sie bald zu besuchen und schloß:

»Barbara kennen Sie ja schon. Sie wird Ihnen gefallen. Aber eins sage ich Ihnen, Doc: Glauben Sie nur nicht, hier auf der Erde Ihre merkwürdigen Moralgesetze anwenden zu können. Das ist vorbei.«

Doc Ham nickte und lächelte schmerzlich.

»Ja, leider.«

Mangold kaufte sich von seinem Sold Zivilkleider und ließ sich zum Hangar bringen, wo der Clipper auf ihn wartete. Dort traf er erneut auf Doc Ham und Lancaster. Sie machten recht betrübte Gesichter und schienen sehr niedergeschlagen zu sein.

»Was ist denn los? Wo steckt Gremag?«

»In der Gazelle, Mangold. Er ist der neue Kommandant. Sie wird in eins der neuen Schlachtschiffe gebracht. Als Begleitkommando. Wir müssen auch mit. Rhodan will nach >Wanderer<, um die drei zu retten.«

»Nach >Wanderer<, um Mabel, Garcia und Börsinger zu retten?«

»Genau. Was sagen Sie nun, Leutnant?«

Mangold grinste.

»Ich bin nicht mehr Leutnant, sondern Mr. Mangold. Ich fliege zu meiner Braut. Das ist alles, was ich dazu zu sagen habe. Viel Glück, Kameraden.«

Er nickte ihnen zu und stieg in die Kabine des Clippers.

Zehn Minuten später versank Terrania hinter ihm, und vor ihm rundete sich der Horizont der Erde. Dahinter lag Europa, der Atlantik und schließlich Florida.

»Du hättest ihre Flucht verhindern können!« Garcia sah wütend auf Börsinger, der neben der Kiste mit Whiskyflaschen im Gras lag und müde in die Sonne blinzelte. »Aber das Saufen geht dir ja vor. Nun sitzen wir allein auf diesem verdammten Planeten und können zusehen, wie wir hier wegkommen.«

»Wir kommen nicht mehr weg«, grunzte Börsinger und griff nach der halbvollen Flasche, die neben ihm im Gras lag. »Und helfen hätten sie uns auch nicht können. Sie störten nur. Ich bin froh, daß sie weg sind.« Garcia kniff die Augen zusammen.

»Du bist wegen Mangold und diesem Doktor froh, ich weiß. Lästige Konkurrenz, nicht wahr? Du Dummkopf! Ich begreife nicht, wie du es auf der Erde so weit bringen konntest. Mich hättest du nicht übers Ohr gehauen.« Börsinger richtete sich halb auf. Er setzte die Flasche an und nahm einen großen Schluck von der goldgelben Flüssigkeit. Er schüttelte sich.

»Das Zeug ist warm. Wir werden den Unsterblichen bitten, uns einen Kühlschrank zu besorgen. Ist doch kein Kunststück für ihn.«

Mabel kam vom Ufer heran. Es war erstaunlich, wie schnell sie sich mit dem Verschwinden des Schiffes abgefunden hatte. Mangold war für sie ohnehin verloren gewesen, und an Doc Ham hatte ihr nicht viel gelegen. Tief in ihrem Innern hegte sie die Hoffnung, daß der Verjüngungsprozeß plötzlich aufhörte. Es war doch unmöglich, daß sie jeden Morgen, wenn sie erwachte, um ein Jahr jünger war. Heute war sie neunzehn Jahre alt. Sie sah auch so aus.

Börsinger vergaß seine Flaschen und starrte sie an. Auch Garcia widmete seine ganze Aufmerksamkeit dem hübschen Mädchen, das, mit einem kurzen Rock bekleidet, zu ihnen heraufkam. Ihr Oberkörper war naß, und die Sonne ließ die Wassertropfen auf ihrer Haut wie Edelsteine funkeln. Ihr langes Blondhaar hing ihr in Strähnen

bis zur Brust herab und verdeckte sie.

»Gut siehst du aus, Liebling«, krächzte Börsinger heiser und hielt ihr die Flasche hin. »Komm, trink einen Schluck.

Das Leben ist schön, und wir leben nur einmal auf dieser Welt.«

Sie nahm die Flasche und betrachtete sie. Garcia wollte sie ihr wegnehmen, aber sie sprang zurück und trank. Dann gab sie Börsinger die Flasche zurück. Sie hustete, als habe sie sich verschluckt.

»Ich trinke, wann ich will«, sagte sie zu Garcia. »Es geht dich nichts an, was ich tue. Ich bin ein freier Mensch.«

»Es lebe die Freiheit!« grölte Börsinger und trat mit den Füßen nach dem Südamerikaner. Garcia war zu überrascht, um den Stoß abzufangen. Er stolperte und fiel lang ins Gras. Ma-bel lachte aus vollem Hals und reichte Börsinger die Hand.

»Komm, Ronny. Wollen mal sehen, ob ich immer noch schneller bin als du. Wer zuerst beim Fluß ist...«

Sie lief davon, daß die Haare hinter ihr herwehten. Börsinger rappelte sich auf und rannte hinter ihr her. Er streckte die Arme aus, um nach ihr zu greifen, aber sie verstand es geschickt, immer genügend Abstand zu halten. Als Garcia endlich wieder stand, waren die beiden hinter den Büschen am Ufer verschwunden.

Er überlegte einige Sekunden, dann zuckte er mit den Achseln. Sollten sie sich doch vergnügen. Viel Zeit blieb ihnen allen nicht mehr. Und wenn sie zurückkamen, würde er ...

Er setzte sich zu der Kiste und nahm die angebrochene Flasche. Vielleicht hatte Börsinger recht, und so war alles besser und leichter zu ertragen.

Er trank und spürte die belebende Wirkung des Alkohols. Er trank nochmals und hörte erst auf, als die Flasche geleert war. Dann sank er in das weiche Gras und schloß die Augen. Er hörte das Plätschern der kleinen Wellen am Strand und das Rauschen der Grashalme im lauen Wind. Sonst war nichts zu hören.

Vor anderthalb Monaten war er noch ein alter Mann gewesen, und jetzt war er rund 25 Jahre alt. 24, um genau zu sein. Damals, als er wirklich 24 war, begann seine Karriere. Sicher, er dachte nicht gern an diesen Beginn zurück, aber heimlich war er doch stolz auf seine damalige Geschicklichkeit. Man konnte es auch anders nennen.

»He, Señor Garcia!«

Garcia schreckte aus seinen Träumen hoch. Er öffnete die Augen und setzte sich erschrocken hin, als er den Fremden sah.

Er kam ihm bekannt vor, aber er wußte nicht, wer er war. Er trug einen dunklen Anzug, etwas almodisch und verlottert. Sein Gesicht wirkte harmlos und etwas einfältig. In der Hand hielt er eine schwarze Aktentasche. In der anderen einen Schirm.

»Kennen Sie mich nicht mehr, Señor Garcia?« Die Stimme ...? Wo hatte er nur diese Stimme schon mal gehört? Garcia zerbrach sich den Kopf, aber er kam nicht darauf. Aber er kannte die Stimme, daran konnte kein Zweifel bestehen. Dieser Akzent war unverkennbar. Aber es mußte schon sehr lange her sein, daß er sie gehört hatte.

»Stimmt«, sagte der Unbekannte. Und Garcia entsann sich.

»Sie sind Roger Duncan ... Hölle, ich dachte, Sie wären tot! War da nicht ein Eisenbahnunglück...?«

»Ich bin tot, Señor Garcia. Sie haben damals meinetwegen elf Menschen getötet. Elf unschuldige Menschen, Garcia, die sterben mußten, weil ich Ihnen im Weg war. Sie organisierten das Unglück, weil Sie Geld hatten. Mit Geld kann man leicht eine Karriere beginnen, aber noch leichter mit Mord. Und nun werden auch Sie enden, Garcia. Und ich werde zusehen.«

»Duncan!« Garcia stand auf. Er schwankte. Der Alkohol machte ihm zu schaffen. »Wie können Sie dort stehen und gleichzeitig tot sein? Ich träume nur, ich bin betrunken, nicht wahr? Sie müssen tot sein, Duncan, und Tote kehren nicht zurück.«

»Nein, Garcia, Tote kehren nie zurück. Aber Sie, Garcia, Sie kehren in die Vergangenheit zurück. Sie kommen zu mir, nicht ich zu Ihnen. In jeder Nacht trafen Sie Ihre Opfer, aber Sie dachten, es wären nur Träume. Es war Wirklichkeit, Garcia. Ich bin der letzte, der zu Ihnen kommt - o nein, nicht der letzte. Da sind noch elf, die Sie begrüßen möchten. Die Toten des Eisenbahnunglücks. Sehen Sie sich selbst an, wessen Leben Sie damals beendeten. Einige von ihnen könnten heute noch leben und glücklich sein. Sie erkaufen sich Ihren Wohlstand mit ihrem Leben, Garcia. Sehen Sie... sehen Sie nur...«

Garcia wollte die Augen schließen, aber er konnte es nicht. Sie blieben offen; die Lider gehorchten ihm einfach nicht. Ob er wollte oder nicht, er war gezwungen zu sehen.

Aus dem Meer heraus kamen sie, als entstiegen sie den Fluten, aber ihre zerfetzten und blutverschmierten Kleider waren nicht naß. Voran ging ein Mann im Greisenalter. An der Hand führte er einen kleinen Knaben in zerschlissener Hose. In der anderen Hand hielt er ein abgerissenes Bein, das einem Mädchen gehörte, das hinter ihnen humpelte. Eine Frau folgte, gut gekleidet und sicherlich aus vornehmen Kreisen. Auf ihrer Stirn war eine klaffende Wunde, aus der das Blut tropfte. Zwei junge Arbeiter, ein Soldat, der in Urlaub fahren wollte, ein Mädchen mit zwei Kindern, die Garcia anklagend anblickten. Aus dem Rücken des einen ragte ein zerborstener Eisenträger. Den Abschluß bildete ein Bahnbeamter. Er blieb stehen, als er Garcia sah und sagte: »Ihre Fahrkarte, bitte.«

»Meine ... was ...?« stammelte Garcia voller Entsetzen.

»Ach ja«, sagte der Bahnbeamte entschuldigend. »Sie brauchen ja keine. Für die Ewigkeit gibt es nur Freiplätze. Die kosten nichts. Gute Fahrt, mein Herr.«

Er schleppte sich hinter den anderen her und verschwand mit ihnen in der flimmernden Hitze über der Steppe.

Nur Roger Duncan blieb.

»Nun, Garcia, wie war das? Ach, Sie meinen, es wäre eine Halluzination gewesen? Sie irren. Sehen Sie die Fußabdrücke dort im Sand? Sind sie Ihnen Beweis genug? Dann ist meine Mission erfüllt. Wir sehen uns bald wieder, Garcia. Wir beide und alle anderen, die Ihnen vorausgingen. Wir warten auf Sie, Garcia. Wir warten ...« Garcia bückte sich, nahm die leere Flasche und schleuderte sie nach Duncan.

Aber Duncan war längst schon verschwunden.

Die Flasche flog im hohen Bogen durch die Luft und traf

Börsinger am Schienbein. Er stieß einen wütenden Schrei aus und begann fürchterlich zu fluchen. Mabel, die er bei der Hand hielt, riß sich los. Sie lachte.

»Sieh mal einer an, Ronny! Der kleine Lopez hat getrunken. Er wirft schon mit Flaschen um sich. Ein Glück, daß er die leeren nimmt.«

Garcia stierte sie an. Dann nahm er eine volle Flasche aus der Kiste, schraubte den Verschluß ab und setzte sie an. Er trank, ohne abzusetzen, bis sie fast halbgeleert war. Dann verdrehte er die Augen und fiel um. Die Flasche entglitt seinen Händen, und das kostbare Naß rann in den Sand.

Börsinger sprang hinzu und rettete den Rest.

Mabel rückte den Rock zurecht. Sie tat es mit gekonnter und gewellter Grazie, aber Börsinger reagierte darauf nicht. Garcia auch nicht. Er war bewußtlos.

»Vergebliche Liebesmüh«, höhnte Börsinger. »Sorge lieber für ein anständiges Frühstück.«

Sie warf ihm einen giftigen Blick zu, aber sie gehorchte.

Er würde es schon bereuen, so mit ihr umzugehen.

Solange es zwei Männer gab, konnte man den einen gegen den anderen ausspielen. Kritisch wurde es erst dann, wenn man nur einen Mann hatte.

Der riesige Kugelraumer, in dessen Hangar die Gazelle des Kommandanten Leutnant Gremag stand, hatte einen Durchmesser von anderthalb Kilometer. In gewaltigen Transitio nen durch den Hyperraum legte er unvorstellbare Entfernung zurück und erreichte die Zielposition in weniger als vier Stunden nach dem Start von Terrania.

In der Kommandozentrale hielten sich außer einem Dutzend Offiziere und den Bedienungsmannschaften auch Perry Rhodan und Reginald Bull auf. Etwas abseits unterhielt sich Allan D. Mercant mit Leutnant Gremag, dem im Verlauf der Entwicklung die Rolle eines Kronzeugen zugefallen war.

Mercant, sonst ein nüchterner Beamter mit außerordentlichen Fähigkeiten, schüttelte immer wieder den Kopf, während er sich mit Gremag unterhielt.

»Ich verstehe das nicht, Leutnant. Menschen können doch

nicht jünger werden, sich sozusagen zurückentwickeln. Gut, man kann das Wachstum der Zellen verzögern, sogar ganz zum Stillstand bringen, aber eine zeitliche Rückentwicklung ist meiner Meinung nach unmöglich.«

»Ich kann nur wiederholen, Sir, was wir erlebten. Sie sehen ja, daß der Chef selbst die Geschehnisse gar nicht für so unwahrscheinlich hält.«

»Sie haben recht, Leutnant, aber Rhodan kennt auch den Unsterblichen besser als ich. Bei meiner Zelldusche sah ich ihn kein einziges Mal. Wir erhielten unsere Anweisungen durch einen Roboter. Nichts Unnatürliches, wie Sie zugeben müssen.«

»Er war bestimmt kein richtiger Robot, Sir. Nichts auf >Wanderer< ist echt. Der Unsterbliche selbst sagte, es sei alles nur Täuschung.«

»Vielleicht auch das Jüngerwerden«, meinte Mercant.

Gremag zuckte mit den Achseln.

»Ich weiß es nicht, ich weiß es wirklich nicht. Wir werden es ja bald selbst sehen. Sie kennen Garcia und Börsinger von Fotos her. Auf >Wanderer< werden Ihnen junge Menschen begegnen, nicht älter als 20 Jahre. Und Mabel Rushton dürfte inzwischen 15 geworden sein.«

»Ein Kind, und dann in Gesellschaft dieser Hyänen«, seufzte Mercant. »Aber es ist ihre eigene Schuld.«

Perry Rhodan und Reginald Bull hatten ganz andere Probleme.

»Hören Sie, Oberst«, sagte Rhodan zu dem Kommandanten des Kugelraumers. »Sie sind sicher, daß Ihnen kein Fehler unterlief?«

»Sir, das Positronengehirn gab mir die von Ihnen verlangten Daten nach Ihrem Schlüssel. Es kann sich nicht verrechnen. Die Position ist richtig.«

Rhodan starnte auf die riesigen Bildschirme, auf denen nur die Sterne und fernen Milchstraßen zu sehen waren. Sonst war der Raum leer. In einem Umkreis von zwei Lichtjahren gab es mit Sicherheit keinen Planeten und erst recht keine Sonne. Die Orterstrahlen waren unter normalen Umständen absolut zuverlässig.

Unter normalen Umständen!

»Er will nicht«, sagte Reginald Bull, »daß wir den Planeten finden. Er versteckt sich vor uns. Er hat >Wanderer< getarnt.«

»Wie schon einmal.« Rhodan nickte. »So könnte es sein. Er versetzt den Kunstplaneten in eine andere Zeitebene, und in der Gegenwart können wir ihn dann nicht finden. Wir suchen vergeblich, Bully. Der Unsterbliche will keine Zeugen haben. Wenn alles vorbei ist, werden wir >Wanderer< plötzlich vor uns sehen, aber das wäre dann erst in drei Wochen der Fall. Haben wir soviel Zeit zu vergeuden?«

»Wir könnten in zwei oder drei Wochen hierher zurückkehren«, schlug Bully vor. »Das wäre die beste Lösung,

wenn du eine weitere Suche für zwecklos hältst.«

»Das tue ich allerdings.« Rhodan sah wieder auf die Bildschirme und dann auf die Kontrollen, welche die Position anzeigen. »An der Absicht des Unsterblichen kann kein Zweifel bestehen, wenn er sich auch nicht dazu äußert. Respektieren wir seinen Willen. Kehren wir um.«

Zwei Wochen später materialisierte der Kugelaumer erneut in der Nähe der errechneten Position des Planeten >Wanderer<.

Diesmal stand er deutlich sichtbar auf den Bildschirmen.

Rhodan befahl die Landung.

11.

Garcia hetzte durch die Steppe. Die Furcht saß ihm im Nak-ken, kalte Todesfurcht. Er floh vor einem Gegner, der fest entschlossen war, ihn umzubringen.

Noch schützten ihn die Büsche und das hohe Gras, aber wenn er die bisherige Richtung beibehielt, geriet er in das Gebirge, wo nichts mehr wuchs. Aber auch dort würde es Dek-kung und Verstecke geben. So schnell würde Börsinger ihn dort nicht finden. Doch Berge bedeuteten Steigungen und erhöhte Anstrengungen. Garcia wechselte die Richtung in einem plötzlichen Haken und kehrte in Richtung Meer zurück. Wenn er weiter nach Westen lief, würde ihm bald der Fluß den Weg versperren.

Auf einem bewachsenen Hügel legte er eine Pause ein. Er ließ sich einfach ins hohe Gras fallen und rang nach Atem. Dann erst konnte er sich dazu aufraffen, seinen Kopf in die Höhe zu heben und sich nach allen Seiten umzusehen.

Börsinger tauchte gerade am Waldrand auf, etwa zwei Kilometer entfernt. Er blieb stehen und versuchte, die Spur seines Opfers zu entdecken. Den Blick fest auf den Boden gerichtet, ging er dann langsam weiter.

Garcia beobachtete ihn gespannt. Noch etwa 400 Meter, dann mußte Börsinger die Stelle erreichen, an der das hohe Gras verraten konnte, daß er, Garcia, einen Haken geschlagen hatte.

So lange konnte er noch warten. Vielleicht ging Börsinger weiter und bemerkte die Finte nicht. Dann würde er lange brauchen, um die verlorene Spur wiederzufinden. Inzwischen konnte Garcia sich erholen und neue Kräfte für die Flucht sammeln.

Wohin überhaupt sollte er sich wenden? Jetzt, wo nur Ma-bel im Lager zurückgeblieben war, bot sich ihm eine einmalige Chance. Es war nicht nur Mabel, die ihn lockte, sondern vor allen Dingen der restliche Whisky. Und das Gewehr.

Der Gedanke an das Gewehr gab den Ausschlag. Garcia wartete nicht einmal, bis Börsinger die entscheidende Stelle in der Steppe erreichte, sondern setzte sich in südlicher Richtung in Trab. Er konnte die Küste und das Lager nicht verfehlten. Und dann konnte Börsinger kommen. Im Lager waren außer Mabel und dem Whisky noch die Waffen.

Garcia fühlte in der Tasche nach dem Messer. Das war alles, was er bei sich hatte. Damit konnte er gegen ein modernes Jagdgewehr nicht viel ausrichten. Zu dumm, daß Börsinger hinzugekommen war. Der Kerl war verrückt mit seinen moralischen Bedenken. Hatte Mabel früher vielleicht welche gehabt, als sie die Männer gegeneinander ausspielte?

In den letzten zehn Tagen war alles furchtbar schnell gegangen. Mabel war 18, dann 17 und schließlich 16 geworden. Bör-

singer und er waren 21. Es konnte kein Zweifel daran bestehen, daß der Unsterbliche seine Drohung wahrmachte. Sie wurden auch weiterhin jünger. Der Prozeß hörte nicht auf.

Mabel veränderte sich. Als sie 16 war, wehrte sie die Zudringlichkeiten Börsingers und Garcias ab. Die beiden Männer wollten nicht auf das verzichten, was ihnen während ihres bisherigen Aufenthaltes auf >Wanderer< gewährt worden war. Börsinger nahm jedoch Vernunft an. Er respektierte Mabels Wunsch, und nahm sie vor Garcia in Schutz. Damit zog er sich dessen Todfeindschaft zu. Aber auch das konnte ihn nicht daran hindern, der Beschützer des Mädchens zu werden.

Garcia schnaubte verächtlich, als er daran dachte. Rechts unten in der Ebene sah er den breiten Fluß, der eine Biegung nach links machte und ins Meer mündete. Die Insel war deutlich zu erkennen. Die Erinnerung an gewisse Ereignisse auf der Insel ließ Garcias Herz schneller schlagen. Er beschleunigte seine Schritte.

Börsinger hatte also sein Gewissen entdeckt. Er hatte ihn, Garcia, sogar mit dem Gewehr bedroht, als er das Mädchen abends mit in seine Hütte nehmen wollte.

»Das lasse ich nicht zu, Lopez. Sie ist ein Kind. Morgen wird sie 15 sein. Laß sie also los, Lopez. Sofort!« Mabel stand dabei, zitternd und voller Angst. »Kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten«, riet Garcia wütend.

»Mabel ist meine Angelegenheit, Garcia. Sie ist unsere Angelegenheit. Ich werde dafür sorgen, daß wir uns den letzten Rest von Anständigkeit bewahren.«

Garcia sah das entschlossene Funkeln in Börsingers Augen. Er wußte, daß mit ihm nicht zu spaßen war. Nicht in seiner jetzigen Verfassung.

»Schon gut, Ronald, vielleicht hast du recht. Wir wollen uns nicht streiten. Wie wäre es mit einem Whisky?« Börsinger versuchte, in Garcias Gesicht dessen wahre Absichten zu erkennen. Aber der junge Südamerikaner

schien es ehrlich zu meinen. Vielleicht steckte noch ein Funken Anstand in ihm. Vielleicht.

Sie leerten eine ganze Flasche und sanken in ihre Betten.

Die beiden Jungens beträkten sich jeden Abend, und jedesmal vertrugen sie weniger. Am dritten Tag ging Garcia baden, während Börsinger sich entschloß, auf die Jagd zu gehen und Frischfleisch zu schießen. Mabel wollte zu Hause bleiben. Sie fühlte sich jetzt sicher.

Aber Garcia hatte seinen Plan nicht aufgegeben. Er war jetzt 15 Jahre alt geworden, aber sein Gehirn funktionierte noch wie eh und je. Nichts hatte sich für ihn geändert, und er wußte, daß er noch 15 Tage zu leben hatte.

Als Börsinger hinter den Hügeln verschwunden war, kam Garcia aus dem Wasser und näherte sich den Hütten. Sein Gesichtsausdruck konnte seine Gedanken nicht verheimlichen, und Mabel schöpfte früh genug Verdacht.

Sie nahm den Revolver, den Börsinger ihr gegeben hatte, und trat Garcia entgegen.

»Halt! Geh ins Meer zurück. Du badest, bis Ronald zurückkommt.« Garcia blieb stehen.

»Sieh mal einer an, du kleine Hexe. Wo hast du denn das hübsche Spielzeug her?«

»Wenn du meinst, daß es ein Spielzeug ist, dann komm nur einen Schritt näher.« Sie hob den Revolver und spannte den Hahn.

»Mabel!« Garcia versuchte, seiner Stimme einen beruhigenden und sanften Tonfall zu geben. »Mach keine Dummheiten. Wir haben uns immer gut verstanden, und ...«

»Ronald hat recht«, sagte sie ganz ruhig. »Du bist ein Schwein.«

Er wurde blaß, aber noch beherrschte er sich.

»Die Insel, Mabel. Hast du die Insel vergessen? Waren es nicht wunderbare Stunden, die wir dort verbrachten?« Er sah, daß sich ihr Zeigefinger krümmte und sprang vor. Der Schuß krachte, und das Projektil zischte dicht an seinem Ohr vorbei. Zu einem zweiten Schuß kam Mabel nicht mehr. Garcia schlug ihr den Revolver aus der Hand. Er fiel ins Gras. Mabel, die davonrennen wollte, stieß ihn mit dem Fuß noch tiefer in die dichten Büsche. Dann fühlte sie Garcias Faust im Rücken und sie stolperte, verlor den Halt und fiel hin.

Sie rollte zur Seite und stand wieder auf. In wilder Flucht hetzte sie vom Strand weg, an den Hütten vorbei und in die Steppe hinaus. Mit einem triumphierenden Aufschrei folgte ihr Garcia. Er war schneller als sie. Nach fünf Minuten hatte er sie eingeholt. Breitbeinig stand er vor ihr und hielt sie fest. »Was ist, Mabel? Angst?« »Ronald wird dich umbringen!«

»Wo ist er denn, dein Schutzengel? Glaubst du denn wirklich, du könntest jetzt alles Vergangene mit einem Schlag auslöschen und ungeschehen machen? Das geht nicht, meine Liebe. Was einmal geschah, ist endgültig. Du hast auf eine hohe Karte gesetzt, und du hast verloren. Ich auch. Wir haben eben alle verloren. Und jetzt sei vernünftig...«

»Einen Augenblick, Lopez!« rief Börsinger. Garcia wirbelte herum. »Ich habe mir etwas Ähnliches gedacht und bin nicht weit gegangen. Der Schuß rief mich herbei. Los, geh zur Seite. Mabel, sieh weg jetzt.« Mabel erhob sich langsam. »Was willst du tun, Ronald?« fragte sie. Börsinger gab keine Antwort. Er entsicherte das Gewehr. Garcia verfluchte die Tatsache, daß er keine Waffe bei sich hatte. In seiner Hütte stand das zweite Gewehr. Aber der Weg dorthin war versperrt. Wenn es eine Rettung gab, dann nur die Flucht. Auch ohne Waffe. Er konnte später zurückkehren und sie sich holen.

Ehe Börsinger abdrücken konnte, war er mit einem Satz im nächsten Gebüsch verschwunden. Zwei oder drei Schüsse wurden ihm nachgeschickt, dann war Ruhe. Börsinger brachte Mabel zur Hütte, ehe er die Verfolgung aufnahm. Da er der bessere Jäger und Fährtenleser war, würde es ihm nicht schwerfallen, Garcia nach gewisser Zeit zur Strecke zu bringen.

Er darf mich nicht kriegen, dachte Garcia und verschlafte. Er blickte sich um. Von dem Verfolger war nichts mehr zu sehen. Vielleicht war er weiter nach Norden gelaufen.

Das Gewehr! Wenn er erst einmal das Gewehr hatte, war Börsinger erledigt. Ahnungslos würde er zum Lager zurückkehren, und dann ...

Garcia stolperte. Er war während des Gehens fast eingeschlafen. Er riß sich zusammen und marschierte weiter, die Augen weit geöffnet und auf die feine Linie des Horizonts gerichtet, der Meer und Himmel trennte.

Dann, endlich, erblickte er die Hütten. Mabel war nicht zu sehen. Vielleicht schlief sie.

Vorsichtig näherte er sich der ersten Hütte. Sein Fuß stieß gegen einen harten Gegenstand. Er blieb stehen und bückte sich.

Der Revolver.

Er hob ihn auf und überprüfte die Trommel. Noch fünf Schuß steckten darin.

Er hielt die Waffe schußbereit in der Hand, als er Mabel plötzlich sagen hörte:

»Laß den Revolver fallen, Lopez. Ich zähle bis drei.«

Ihre Stimme war dünn und die eines Kindes. Sie trat hinter der Hütte hervor, das Gewehr auf Garcia gerichtet.

»Mabel...«

»Eins! Wir hatten nicht viel Zeit, aber Ronald brachte mir bei, wie man damit umgeht. Ich brauche nur abzudrücken. Zwei, Lopez! Du hast noch fünf Sekunden. Wenn du willst, kannst du noch 15 Tage leben. Wenn du willst, kannst du aber auch gleich sterben. Drei, Lopez.« Garcia drückte ab.

Gleichzeitig sah er es an der Mündung des Gewehres aufblitzen und spürte einen furchtbaren Schlag. Dann löschte die Detonation sein Leben aus.

Mabel ließ das Gewehr fallen, stürzte in die Hütte und warf sich aufs Bett. Heftiges Schluchzen erschütterte ihren Körper, und sie weinte, bis keine Träne mehr kommen wollte. Dann, von der unbeschreiblichen seelischen Anstrengung erschöpft, schlieflie sie endlich ein.

Als Börsinger fünf Stunden später von der erfolglosen Jagd zurückkehrte, brauchte sie ihm nichts mehr zu sagen. Garcias Leiche hatte ihm alles verraten. Er setzte sich auf den Rand von Mabels Bett und streichelte ihr sanft über das Haar.

»Du kannst nun ruhig schlafen, mein Kleines. Er ist tot, und vor mir brauchst du dich nicht zu fürchten.« Er lachte rauh auf. »Ich habe meinen Whisky, und der genügt mir.«

Sie fuhr auf, aber als sie ihn erkannte, lächelte sie beruhigt und sank auf ihr Lager zurück. Sie wußte, daß sie in Sicherheit war.

Börsinger wartete, bis sie wieder eingeschlafen war, dann ging er auf Zehenspitzen aus der Hütte. Am Eingang blieb er noch einmal stehen und betrachtete das Mädchen.

So also hatte die mächtige Mabel Rushton mit zehn Jahren ausgesehen. Ein schmalhäftiges und dünnbeiniges Mädchen mit knabenhafter Figur. Er lächelte. Ein Kind, weiter nichts. Und noch vor wenigen Tagen ... Er schüttelte den Kopf und trat ins Freie. Der alte Mann stand neben Garcias Leiche. Ruhig und abgeklärt blickte er Börsinger entgegen, der langsam auf ihn zuging.

»Du hast ihn getötet, Börsinger. Fühlst du keine Schuld?« »Diesmal nicht. Es war nicht Mord. Erschossen hat ihn Mabel, aber getötet hab' ich ihn, du hast recht. Doch warum sollte ich mich deshalb schuldig fühlen? Er hatte den Tod tausendfach verdient.«

»Und du?« Der Unsterbliche sah ihn mit seinen zeitlosen Augen an. »Hast du ihn nicht verdient? Du versuchst, das wieder gutzumachen, was dein bisheriges Leben ausmachte. Aber denke an das Motiv, Börsinger. Warum bereust du? Warum entdeckst du plötzlich dein Gewissen? Doch nicht aus einem inneren Zwang heraus, sondern nur, weil dich die Umstände einfach dazu zwingen. Es hilft dir nichts, wenn du dich besserst, Börsinger. Gnade kannst du nicht erwarten. Dein Schicksal wird sich so erfüllen, wie du es gewollt hast. Und auch das Schicksal von Mabel Rushton.«

»Ich will keine Gnade.« Börsinger sah hinaus aufs Meer. »Ich tue es nicht der Gnade wegen. Ich tue es deshalb, weil ich es einfach tun muß. Ich weiß, daß ich in meinem Leben vieles falsch gemacht habe, und ich bereue es nicht einmal. Würde ich noch einmal leben, würde ich es wahrscheinlich wieder genauso machen. Der Weg zum Erfolg ist selten mit guten Taten gepflastert.« Er lachte plötzlich. »Seltsam, ich bin jetzt so jung, kaum fünfzehn, aber ich besitze die Reife des Alters.«

»Eine Reife«, sagte der Unsterbliche, »die du mit siebzig leider nicht besessen hast. Du hast noch zwei Wochen zu leben, und erst am letzten Tag wird für dich die Vergangenheit im Meer des Vergessens versinken. Viele Jahrtausende wirst du nur unbewußt existieren, aber dann, wenn dein Wunsch sich erfüllt und die Zeit vergangen ist, wirst du wieder leben. Vielleicht wird es ein besseres Leben sein als das, welches du führtest.«

»Ich werde wieder leben?« Börsinger starre den Unsterblichen an.

»Ja, du wirst wieder leben, so, wie du schon früher gelebt hast. Alle Wesen sind aufgeteilte Gesamtindividuen, während ich das Sammelbecken eines einziges Volkes bin. Ein zelne Individuen vergessen das Zwischenstadium, nur Ge samtwesen leben es bewußt oder verzichten ganz darauf. So wie ich.«

»Es gibt Menschen, die sich an ein früheres Leben erinnern.«

»Ausnahmen, nur Ausnahmen. Die Erinnerung schlummert in ihrem Unterbewußtsein, mehr nicht. Sie wissen nichts damit anzufangen. Bevor ich euch die Zelldusche gab, versuchte ich euch den niemals endenden Kreislauf zu erklären, aber ihr habt mich nicht verstanden. Ihr werdet es nie mals verstehen können. Ihr hängt am bewußten Leben und fürchtet euch vor dem großen Dunkel, das nichts als ein Wiedererwachen ist. Du mußt lange warten, Börsinger, bis du wieder erwachst.«

Als Börsinger den Blick vom Meer wandte, um den Alten anzusehen, war er verschwunden. Die Stelle, an der er gestanden hatte, war leer, aber im Sand waren die Abdrücke seiner Füße zu erkennen.

»Noch 15 Tage«, murmelte Börsinger.

Er schleifte den Toten in die Steppe hinaus und legte ihn in eine Bodensenke. Er kehrte zum Strand zurück und wusch sich. Dann öffnete er einige Konserven und bereitete das Abendessen.

Als Börsinger zehn und Mabel nur noch fünf Jahre alt waren, begann die Erinnerung an das Vergangene zu verblassen. Vielleicht war es so beabsichtigt, vielleicht aber war es auch eine Art Strafmilderung, die der Unsterbliche den beiden Unglücklichen gewährte.

Mabel saß am Ufer auf einem Stein. Sie war ein Kind, mit einem kindlichen Ausdruck in dem kleinen Gesicht. Stumm und verwundert sah sie mit großen und runden Augen aufs Meer hinaus. Sie war nackt, denn vom Himmel herab schien hell und wärmed die künstliche Sonne. Aber das wußte Mabel nicht mehr. Sie war Mabel, und sie lebte mit Ronald allein auf einer wunderbaren und leeren Welt.

Börsinger trug nur eine Hose. Sie war ihm viel zu groß und schlotterte ihm an den Knien. Er hätte sie kleiner gemacht, aber es war ihm zuviel Arbeit. Es war anstrengend genug gewesen, die Leiche Garcias auf einer primitiv zusammengebastelten Bahre zum Fluß zu schleifen und hineinzuwerfen. Sein ehemaliger Plan, ihn einzubauen, war nicht durchführbar. Er besaß keinen Spaten und keine Schaufel.

»Nun, Mabel, was machen wir heute?« fragte er. »Ich will ins Wasser, Ronny.«

»Das geht nicht, Mabel. Es ist zu tief, und du kannst nicht schwimmen. Ich muß erst ein Becken bauen.«

»Warum fängst du nicht an?«

Er seufzte. Warum sollte er ihr sagen, wie sinnlos es war? Morgen würde Mabel nur noch vier Jahre alt sein und nicht mehr im Meer baden wollen. Sie würde nie mehr schwimmen lernen.

»Ich werde später anfangen. Jetzt ist es zu heiß.« »Hast du meine Puppe fertig? Du hast es mir doch versprochen.«

Börsinger betrachtete sie von der Seite her. Mein Gott, das also war die Frau, um derentwillen er bedenkenlos einen Menschen hatte töten wollen! Ein Kind, nicht einmal ein besonders schönes. Er entsann sich der Stunden voller Leidenschaft und Glück, die er ihr verdankte. Er entsann sich seiner Eifersucht, als Mabel ihre Gunst Mangold, Doc Ham und Garcia schenkte.

Und jetzt hatte er sie ganz für sich allein, ein Kind, dem er eine Puppe basteln mußte, um es glücklich zu machen.

Doch auch seine Erinnerung begann zu verschwimmen.

Er stand auf.

»Du bleibst schön hier sitzen, Mabel, und siehst zu, wie ich bade. Ich bringe dir auch eine wunderschöne Blume mit. Ich muß nach ihr tauchen, weißt du ... ich habe gestern ein paar schöne gesehen, gar nicht weit von hier, und nicht sehr tief.«

Er tauchte. Hier unten war es kühl, dämmerig und wohltuend ruhig. Hier war er allein. Er trug hier keine Verantwortung mehr, außer für sich selbst.

Als er ans Ufer zurückschwamm und Mabel die Blumen reichte, stieß sie einen Ruf des Entzückens aus.

»Wie schön, Ronny. Wie schön sie sind! Aber sie sterben, wenn sie nicht im Wasser sein können. Ich will sie nicht. Bring sie ins Meer zurück, Ronny. Ich will keine toten Blumen.«

Gehorsam brachte Börsinger sie zurück. Er war der Sklave eines launischen Kindes geworden. Alles lief verkehrt, nicht nur die Zeit.

Als er wieder auftauchte, sah er draußen in Richtung des offenen Meeres etwas schwimmen. Es wurde von den Wellen langsam dem Ufer entgegengetragen. Strandgut? Hier, auf einer unbewohnten Welt?

Börsinger erwachte noch einmal aus seiner Gleichgültigkeit. Mit kräftigen Stößen schwamm er auf den Gegenstand zu, der sehr schwer zu sein schien, denn er tauchte nur selten aus dem Wasser auf. Es war überhaupt ein Zufall gewesen, daß er ihn gesehen hatte. Dann hielt er jäh inne.

Sein Mund formte sich zu einem Schrei des Entsetzens, aber er blieb stumm. Grauen packte Börsinger. Dicht vor ihm, nur wenige Meter entfernt, schaukelte die Leiche eines Jungen in den Wellen, nicht älter als er selbst. Lopez Garcia war zurückgekehrt. Das Meer hatte ihn nicht gewollt.

Er war kleiner geworden, so wie auch Börsinger in den vergangenen fünf Tagen kleiner geworden war. Er war nicht älter als zehn Jahre. Selbst vor dem Tod machte die rückläufige

Zeit nicht halt. Garcia war nackt. Im Bauch klakte noch die tödliche Wunde. Sie war nicht verschwunden, machte also die rückläufige Entwicklung nicht mit.

Börsinger schluckte Wasser und erbrach sich. Fast wäre er dabei erstickt, aber dann schwamm er zum Ufer zurück, holte einen Strick und einen schweren Stein. Immer wieder versuchte ihn das Gewicht unter Wasser zu ziehen, aber er schaffte es, Garcia den Stein um den Hals zu binden. Sekunden später versank der Leichnam an einer über zehn Meter tiefen Stelle.

»Hast du meine Puppe vergessen?« beschwerte sich Mabel, als er aus dem Wasser stieg. »Du hast es mir versprochen.«

Börsinger verlor endgültig die Nerven.

»Zum Teufel mit deiner Puppe! Zum Teufel auch mit dir! Los, verschwinde! Lauf von mir aus in die Steppe oder ins Meer, mir ist es egal. Wenn ich dich nur nicht mehr sehe!«

Er rannte zu den Hütten und kramte die vorletzte Flasche mit Whisky aus der Kiste. Seit Tagen hatte er keinen mehr trinken können, aber jetzt mußte er einfach. Er öffnete den Verschluß und setzte die Flasche an. Die Flüssigkeit brannte wie Feuer, aber sie tat gut. Als er aufhörte, drehte sich alles vor seinen Augen. Er sank auf das Bett und schlief sofort ein.

Er hörte nicht mehr, wie Mabel trotzig sagte: »Du bist böse, Ronny. Du bist ein böser Onkel, Ronny.«

»Merkwürdig.« Reginald Bull starnte auf den Panoramabildschirm, auf dem die Oberfläche >Wanderers< langsam vorbeizog. »Es ist genauso, wie Gremag den Planeten beschrieb. Vielleicht hätten wir doch noch die fünf Tage warten sollen.«

»Warum?« Rhodan schüttelte den Kopf, ohne die Bildschirme aus den Augen zu lassen. »Die Rushton dürfte jetzt knapp ein Jahr alt sein, wenn der Unsterbliche den Verjüngungsprozeß nicht anhielt. Börsinger und Garcia etwas über Fünf. Wir können >Wanderer< sehen, also dürfen wir uns ihm nähern. Eine Energiesperre fehlt auch, also hat der Unsterbliche nichts gegen unsere Landung.«

Gremag wurde in die Kommandozentrale gerufen.

»Wo landeten Sie damals?« fragte ihn Rhodan. »Erkennen Sie die Landschaftsmerkmale wieder?«

»Es ist derselben Planet, das sehe ich auf den ersten Blick, die Kontinente und Inseln gleichen sich. Doch glaube ich, daß ich den Landeplatz wiederfinden würde. Es war ein Gebirge nördlich des südlichen Küstenstreifens. Dann ein breiter Strom. Rechts neben der Mündung, von Süden aus gesehen, muß der Lagerplatz liegen. Aber vielleicht sind sie umgezo gen.«

»Dazu bestand keine Veranlassung. Geben Sie uns Bescheid, wenn Sie vertraute Gegend zu sehen glauben. Wir umrunden den Planeten langsam und auf verschiedenen Kreisbahnen. Ein Glück, daß wir nur die nördliche Hälfte abzusuchen brauchen. Sie landeten doch auf der nördlichen Halbkugel?«

»Ja. Wenigstens das weiß ich sicher, obwohl uns keine Zeit blieb, eine genaue Ortsbeschreibung vorzunehmen.« Langsam glitt der riesige Kugelraumer über die paradiesische Welt dahin, die Schauplatz so ungewöhnlicher und unglaublicher Ereignisse geworden war. Die kleine Kunstsonne war für Rhodan der einzige Hinweis, daß es sich um >Wanderen handelte. Sonst war alles verändert gegen früher. Rhodan war davon überzeugt, daß der Unsterbliche, welche Gestalt er auch immer angenommen haben mochte, den Planeten von einer Sekunde zur anderen nach Belieben verwandeln konnte - in einen öden Planeten mit kahlen Gebirgen und Methanseen, in eine Feuerwelt, in eine eisige Todeswelt, in einen dampfenden Dschungel mit Sauriern oder in die mit emsigem Leben erfüllte Metropole einer Milchstraße. Nach seinem Äußeren konnte man >Wanderer< nicht beurteilen, nur nach dem, was darauf geschah.

»Dort ist es!« rief Gremag und deutete auf den Schirm. »Der Fluß, die Gebirge, die Küstenlinie mit der Bucht, die Insel vor der Mündung - und dort! Die Hütten! Wir haben es gefunden.«

»Leutnant Gremag, machen Sie Ihre Gazelle startklar«, sagte Rhodan. »Wir verlassen das Mutterschiff in zehn Minuten. Bully und Mercant kommen mit.«

Die Gazelle löste sich nach der festgesetzten Frist von dem Kugelraumer, der auf seiner Kreisbahn blieb. Später würde er zurückkehren und im Raum über der Landestelle der Gazzelle verharren.

Gremag konnte seine Erregung kaum verbergen. Sergeant Lancaster saß neben ihm an den Navigationskontrollen. In der Gazelle hatte man eine bessere Aussicht als im Kugelraumer, wo man lediglich auf die Bildübertragungsschirme angewiesen war. Die Hütten am Strand waren deutlich zu erkennen, als die Gazelle so niedrig gesunken war, daß der Diskuskörper die Sicht nach unten versperrte.

Gremag landete fast unmittelbar neben der alten Stelle. Die Eindrücke der Teleskopstützen waren noch zu sehen. Dazwischen lag eine zerbrochene Flasche.

Die Außenluke schwang auf. Die Männer verließen das Schiff. Bully trug ein Strahlgewehr. Er hatte nur die Schultern gezuckt, als Gremag ihn darauf aufmerksam zu machen versuchte, daß die beiden Männer jetzt kleine Kinder im Alter von fünf Jahren waren.

Es wehte ein leichter Wind, und er kam aus der Richtung der Hütten. Er brachte einen merkwürdigen Laut mit, den zuerst keiner der Männer identifizieren konnte. Dann sagte Rhodan:

»Ein kleines Kind, wahrscheinlich ein Säugling.« Sein Gesicht zeigte einen gespannten Ausdruck. »Gehen wir. Wenn unsere Rechnung stimmt, werden wir Mabel Rushton doch noch vorfinden.«

Im Eingang der Hütte stand ein Junge, kaum fünf Jahre alt und mit blonden Haaren. In seinen Armen hielt er einen schreienden Säugling, in schmutzige Lumpen gewickelt und mit den Beinen strampelnd.

Rhodan trat vorsichtig näher und hob die Lumpen an. Der Säugling war ein Mädchen.

Der Junge starrte die Fremden an, in den Augen dumpfes Begreifen und Furcht. Gremag drängte sich vor. In seinem Gesicht stand das Grauen, vermischt mit Ungläubigkeit. Er bückte sich und sah dem Jungen ins Gesicht, als suche er darin vertraute Züge. Er fand sie.

»Du bist Ronald, nicht wahr? Ronald Börsinger?«

»Ich heiße Ronald«, sagte der Junge weinerlich. »Ich will zu meiner Mama.«

Gremag griff zu und bewahrte den Säugling Mabel Rushton vor dem Hinfallen. Ronald hatte kehrtgemacht und war in der Hütte verschwunden. Sie hörten ihn drinnen schluchzen.

Gremag betrachtete Mabel Rushton. Doc Ham kam herbei und nahm ihm das Baby aus den Armen.

»Es hat Hunger. Lancy, hol eine Dose Milch aus dem Schiff. Wir müssen es füttern und ... und trockenlegen.«

Er setzte sich auf einen Stein. Der Gedanke, jene Mabel Rushton trockenzulegen, mit der er seine geologischen Streifzüge unternommen hatte, ließ seine Beine plötzlich schwach werden. Abwechselnd sah er den Säugling und Rhodan an. Sein Gesicht hatte einen hilflosen Ausdruck.

»Nun?« fragte Mercant nüchtern. »Ist es Mabel Rushton oder nicht?«

Doc Ham nickte.

»Es ist Mabel Rushton. Der Gesichtsausdruck ist unverkennbar. Ich begreife nicht, wie aus einem so hübschen und unschuldigen Kind eine Frau wie Mabel Rushton werden konnte.«

Rhodan sah sich um und ging zum Strand. Dann kehrte er zurück.

»Da war doch ein gewisser Lopez Gracia dabei. Wo ist er?«

Gremag zwängte sich durch den Hütteingang und kehrte mit Ronald Börsinger zurück. Der Junge sträubte sich und mußte festgehalten werden.

»Hör zu, Ronald. Wo ist Lopez, dein Freund? Nimm dich jetzt zusammen, sonst bringen wir dich nicht zu deiner Mama. Wo ist Lopez?«

»Tot.« Er zeigte auf den Säugling. »Sie hat ihn totgemacht.«

Mehr war nicht aus ihm herauszubringen.

Rhodans Gesicht war ausdruckslos, als er befahl.

»Bringen Sie die Kinder ins Schiff, Dr. Hamburg und Leutnant Gremag. Wir starten. Vielleicht...«

Aus der zweiten Hütte trat ein alter Mann. Er lächelte.

»Du willst dem Schicksal vorgreifen, Perry Rhodan? Es ist sinnlos diesmal, außerdem erlaube ich es dir nicht. Die Kinder bleiben hier. In wenigen Stunden wird es keine Mabel Rushton mehr geben, und in fünf Tagen auch keinen Ronald Börsinger. Sie kehren dorthin zurück, woher sie einst kamen und wo alle Sterblichen hingehen. In die Ewigkeit, die ihr Vergangenheit oder Zukunft nennt, je nachdem, von welcher Gegenwart aus ihr sie betrachtet. Sie selbst haben es so gewollt.«

»Du stelltest ihnen eine Falle«, sagte Rhodan mit leichtem Vorwurf.

»Und sie tappten natürlich hinein«, bestätigte der Unsterbliche. »Die einfache Lebensverlängerung genügte ihnen nicht, sie wollten auch noch jünger werden. Ich warnte sie, aber sie schlugen meine Warnung in den Wind.«

»Kennst du keine Gnade, kein Verzeihen?«

»Ich kenne beides, aber es gibt Fälle, in denen ich sie nicht kennen darf. Was wäre gewonnen, wenn Mabel Rushton, Ronald Börsinger und Lopez Garcia in die ursprüngliche Zeitebene zurückkehrten und ihr ehemaliges Leben erneut begännen? Sie wären dieselben Menschen, die sie waren. Alles würde sich wiederholen. Nein, Rhodan, so hat es keinen Sinn. Sie müssen zuerst durch die läuternde Ewigkeit des Nichtsseins, die Tausende von Jahren oder nur Minuten eurer Zeit dauern mag. Wenn sie dann zurückkehren, sind sie andere Menschen - und vielleicht sogar bessere Menschen.«

»Ich verstehe«, sagte Rhodan schlicht und beugte sich widerspruchslos der Entscheidung des Wesens, das stärker und mächtiger war als er.

»Dann verläßt >Wanderer<. In wenigen Stunden wird Mabel Rushton nicht mehr körperlich existieren. Börsinger wird dann allein sein, bis auch er von der rücklaufenden Zeit eingeholt wird. Und Gracias Leiche unten im Meer wird ebenfalls verschwinden. Das Leben kann neu beginnen. Es beginnt immer wieder neu, und niemals wird es enden. Es kennt nur Variationen. Sie sind es, die aus zehn Milliarden Menschen zehn Milliarden verschiedene Charaktere machen und das Geschick der Welten und Milchstraßen beeinflussen. Diese drei - Rushton, Garcia und Börsinger - sind nur drei von zehn Milliarden. Lebe wohl, Perry Rhodan. Ich gebe dir und deinen Schiffen eine Stunde Zeit. Eine Stunde deiner Zeit«, fügte er noch hinzu und lächelte wieder.

Dann war er nicht mehr da.

Doc Ham legte den brüllenden Säugling auf die Schwelle der Hütte. Als er sich aufrichtete, sagte er leise:

»Mabel Rushton ist schon kleiner und leichter geworden - in dieser halben Stunde. Mein Gott, ich werde das nie in meinem Leben vergessen.«

Rhodan wandte sich an den Jungen.

»Ronald, du bleibst bei deinem Schwesternchen, bis wir...«

»Sie ist nicht meine Schwester - ich glaube wenigstens nicht.«

»Das ist jetzt egal. Du bleibst bei ihr. Wir steigen mit unserem Schiff jetzt wieder auf, aber wir kommen wieder. Wir kommen bestimmt wieder. Du mußte auf uns warten.«

»Ich warte«, sagte der Junge und lief in die Hütte, als Gre-mag ihn losließ.

Die Gazelle startete.

»Wir haben noch niemals Kinder hilflos auf einer unbewohnten Welt zurücklassen müssen«, sagte Reginald Bull und sah auf >Wanderer< hinab. »Haben wir richtig gehandelt?«

»Ob richtig oder nicht«, entgegnete Rhodan ernst, »das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß uns keine andere Wahl blieb. Es gibt nichts auf der Welt, mit dem wir den Unsterblichen hätten zwingen können, eine andere Entscheidung zu fällen. Sie war gefallen, noch ehe wir hier eintrafen.«

Eine Stunde später blieb der geheimnisvolle Planet >Wanderer< in den Tiefen des Raumes zurück und war nach der ersten Transition des Kugelraumers verschwunden.

12.

Ein Jahr nach diesen Ereignissen gebar Barbara Mangold ihr erstes Kind.

Es war ein festliches Ereignis für das große und sonst so stille Haus an der Küste von Florida. Die freudige Nachricht ging per Satellit in alle Teile des Erdballs, und auch einige Einladungen wurden verschickt.

Mangold konnte es sich leisten. Er hatte die Geschäfte Mabel Rushtons mit Geschick übernommen und weiter geleitet. Garcias Silberminen und Börsingers Stahlwerke waren umgewandelt worden. Der rechtzeitige Verkauf ihrer Aktien hatte Mangold ein Vermögen eingebbracht.

In den folgenden Tagen trafen die geladenen Gäste ein.

Leutnant Gremag kam mit einer persönlichen Botschaft Rhodans, der sich entschuldigen ließ. Auch Doc Ham und Jerry Lancaster gratulierten und verhehlten ihre Freude über den unerwarteten Urlaub nicht. Sie bewunderten das Haus und vor allen Dingen den einmaligen Swimmingpool, der ins Meer hinausgebaut worden war.

Dann zeigten Mangold und Barbara ihnen das Kind. Es war ein Mädchen.

Gremag und Doc Ham starrten es an, ohne einen Ton zu sagen. Lancaster erging sich in den üblichen Schmeicheleien und behauptete, nie in seinem Leben ein hübscheres Baby gesehen zu haben.

»Na, und ihr?« fragte Mangold. »Ihr sagt ja nichts? Seid wohl neidisch, was?«

Doc Ham richtete sich auf und warf Gremag einen schnellen Blick zu.

Gremag nickte unmerklich zurück.

»Hübsche Leistung«, knurrte Doc Ham schließlich und gab Barbara die Hand. Er schüttelte sie herzlich. »Hätten wir Ihrem Herrn Gemahl fast nicht zugetraut.«

»Allerhand, wirklich«, drückste Gremag und hatte es plötzlich sehr eilig, in den Garten zu kommen. Dort ging er hinab ans Meer und starre schweigend in Richtung des Horizonts.

»Was hat er nur?« wollte Mangold wissen. Dann lachte er. »Er sollte auch heiraten, das würde ihm guttun. Was ist, Doc, heben wir einen?«

»Später, später, Thor. Gestattest du mir einen Spaziergang? Ich bin bald zurück. Ein bißchen frische Luft wird mir guttun.«

»Ja, geh nur. Leiste Gremag Gesellschaft und tröste ihn. So eine wunderbare Frau wie Barbara wird er zwar nicht bekommen, aber immerhin - er soll die Hoffnung nicht aufgeben.«

Doc Ham hastete durch den Park und atmete auf, als er Gremag allein am Rand des Schwimmbeckens stehen sah. Er eilte zu ihm.

»Wir täuschten uns«, sagte er atemlos.

Gremag schüttelte den Kopf.

»Du weißt genauso gut wie ich, daß wir uns nicht täuschten.«

»Aber es ist doch unmöglich, Gremag. Völlig unmöglich!«

»Was ist denn überhaupt möglich? Denk an >Wanderer<, Doc.«

»Aber Mangold und Barbara ...«

»Sie sind die Eltern, richtig. Und Mabel Rushton wäre die Großmutter ihres Kindes. Doch sie ist es nicht, denn es gibt sie nicht mehr. Aber der Unsterbliche sprach vom ewigen Leben, von der Rückkehr zur Bewußtseinsebene. Doc, es kann kein Zweifel daran bestehen, daß Mangolds Kind Mabel Rushton ist. Er hat sie nie als Säugling gesehen, aber wir, Doc.«

»Und doch kann es eine Täuschung sein. Das Baby sieht eben seiner Großmutter sehr ähnlich.«

»Ja, Vererbungslehre, ich weiß. Und das winzige Muttermal im Nacken? Der Säugling auf >Wanderer< hatte es an der gleichen Stelle. Ist das auch noch Zufall?«

Doc Ham schwieg. Er sah hinaus aufs Meer und schien nach einer Antwort zu suchen. Er fand sie nicht.

Schweigend kehrten sie ins Haus zurück.

Mangold und Lancaster hoben die Gläser.

»Da kommt ihr ja.« Mangold prostete ihnen zu. »Trinken wir auf das Wohl von Mabel. Dort sind Gläser, Freunde.«

»Mabel?« sagte Doc Ham. Das Glas hing in seiner Hand. »Wieso Mabel?«

Mangold lachte schallend.

»Auf Mabel Mangold, meine Tochter, natürlich. Wir haben sie nach der Großmutter benannt.«

Doc Ham setzte das Glas an und trank es aus.

»Auf das Wohl von Mabel«, sagte er und fügte hinzu: »Möge sie ein guter Mensch werden.«

»Ja«, stimmte Gremag zu. »Möge sie diesmal ein guter Mensch werden.«